

EVANGELISCHE
KIRCHE
IM RHEINLAND

NEUE GEMEINDE FORMEN HEARING

am 9. September 2009
Theologisches Zentrum Wuppertal



DOKUMENTATION

Inhalt

Seite 3 Vorwort

1. Von den Strukturen her denken

- 4 1.1 Impuls 1: Worum es geht – Revolution, Mobilität oder Flexibilität?
- 7 1.2 Impuls 2: Welche Möglichkeiten gibt es heute schon? Experimentieren wir!
- 9 1.3 Impuls 3: Den Kontakt zu den Ungeselligen stärken – aber wie?

2. Mit den Strukturen experimentieren

- 12 2.1 Praxisbeispiel 1: Geistreich – Jugend macht Kirche
- 15 2.2 Praxisbeispiel 2: Johanneskirche – Stadtkirche – Kirche in der City
- 17 2.3 Praxisbeispiel 3: Missionarisch-diakonisch – Neue Zugänge zum Glauben
- 20 2.4 Praxisbeispiel 4: Spotlight – Lichtspur – Hauskreis
- 22 2.5 Praxisbeispiel 5: Neue Gemeindeformen – Chancen in Regionalisierungsprozessen
- 24 2.6 Praxisbeispiel 6: Missionarisch eine Gemeinde führen – Niederländische Erfahrungen

3. Zu neuen Strukturen finden

- 26 3.1 Was hindert, was hilft, was verändert sich? Die Ergebnisse der Arbeitsgruppen
- 31 3.2 Statement 1: Ekklesiologisch arbeiten und Ängste abbauen
- 34 3.3 Statement 2: Ein Mix gemeindlicher Strukturen kann helfen
- 35 3.4 Statement 3: Die Geld- und Machtfrage pragmatisch regeln
- 36 3.5 Rückblick: Gott liebt Experimente

Vorwort

Der Ausgangspunkt

„...die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.“

Dieses Wort aus der 6. These der Theologischen Erklärung von Barmen bildete den Ausgangspunkt des Hearings. Missionarisch Volkskirche sein nimmt diesen Auftrag auf, dem wir in unserem Denken verpflichtet sind und an dem wir als Kirche in unserem Tun gemessen werden: In Wort und Tat und eben auch in unseren Strukturen.

Wie es dazu kam

Am 24. August 2006 fand auf Initiative des Arbeitskreises Missionarische Kirche (AMK) in Zusammenarbeit mit dem Amt für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste (gmd) und dem Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, Nikolaus Schneider, ein Hearing zum Thema „Missionarische Volkskirche“ statt. Bei diesem Hearing kam die strukturelle Dimension von „missionarisch Volkskirche sein“ in den Blick.

2007 hat die Landessynode beschlossen, dass bei der Entwicklung der Leitvorstellung „Missionarisch Volkskirche sein“ „eine Bestimmung des Gemeindebegriffs und die hierfür erforderlichen rechtlichen, strukturellen und finanziellen Maßnahmen“ (Beschluss 13.1) zu berücksichtigen sind.

Im Anschluss hat der AMK, vertreten durch den Vorsitzenden Tobias von Boehn, gemeinsam mit der Abteilung II des Landeskirchenamtes, vertreten durch Kirchenrätin Pfarrerin Dr. Dagmar Herbrecht, dem Leiter des gmd, Landespfarrer Hans-Hermann Pompe, und dem Leiter der Gemeindeberatung/Organisationsentwicklung (GO), Landespfarrer Dieter Pohl, sowie der stellvertretenden Vorsitzenden des Ausschusses für Kirchenordnung und Rechtsfragen, Christiane Köckler-Beuser, ein weiteres Hearing zu den strukturellen Fragen vorbereitet. Unter dem Titel „Neue Gemeinde formen“ trafen sich mehr als 70 Teilnehmende aus Kirchenleitung, Kirchengemeinden, Ämtern, Werken und Einrichtungen der Evangelischen Kirche im Rheinland sowie Vertreter aus Westfalen und den Niederlanden.

Worum es im Einzelnen ging

Viele Menschen fühlen sich durch die parochialen Strukturen unserer Kirche versorgt, begleitet und aufgefangen. Andere empfinden diese Strukturen jedoch als fremd und irritierend. Das parochiale Denken passt nicht in ihre Denk- und Lebenswelt hinein. Sie suchen sich bewusst ein Angebot, das ihnen entspricht, die örtliche Nähe zu einem Angebot spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle. Wir wollten überlegen, wie diesen Menschen, die nicht in parochiale Strukturen hineinfinden, die Botschaft von Gottes freier Gnade ausgerichtet werden kann. Drei Herausforderungen standen im Mittelpunkt:

1. Von diesen Menschen her denken, das parochiale Denken öffnen und ihre Fragen und Nöte hineinlassen.
2. Auf diese Menschen zu denken und überlegen, welche Möglichkeiten uns die vorhandenen Strukturen eröffnen, um ihnen ein Zuhause zu geben.
3. Für diese Menschen Neues denken und überlegen, wo Erweiterungen der vertrauten Strukturen nötig sind.

Ein besonderes Augenmerk legten wir auf Artikel 12, Absatz 2 der Kirchenordnung der Evangelischen Kirche im Rheinland, der die Bildung von „Personalgemeinden für bestimmte Aufgabenbereiche“ erlaubt und für die konkreten Regelungen auf ein Kirchengesetz verweist. Für die Weiterarbeit an diesem Kirchengesetz sollten Wünsche und Anforderungen diskutiert werden. Die hier vorgestellten Ergebnisse geben Einblick in die Vielzahl von Impulsen zu diesem Thema.

Zum Aufbau

Der Aufbau der Dokumentation entspricht dem Verlauf des Hearings.

- Zur Einführung in das Thema gab Vizepräses Petra Bosse-Huber einen Impuls aus der Perspektive der Kirchenleitung, Christiane Köckler-Beuser näherte sich dem Thema aus juristischer Perspektive, und Prof. Dr. Eberhard Hauschildt entwickelte Thesen aus der Milieutheorie.
- Anschließend wurden Praxisbeispiele vorgestellt, in denen es gelingt, Menschen zu beheimaten, die von den parochialen Strukturen nicht angesprochen werden.
- In fünf Arbeitsgruppen wurden Beobachtungen, Ideen und Lösungsansätzen diskutiert.
- Abschließende Beobachtungen zum Verlauf und Ertrag des Tages rundeten das Hearing ab.

Von dem Prozess erhoffen wir uns Impulse für das weitere Nachdenken in Kirchenleitung, Kreissynoden und Presbyterien.

Dr. Dagmar Herbrecht
(Abteilung II des Landeskirchenamtes)

Tobias von Boehn
(Vorsitzender des AMK)

Düsseldorf, im Dezember 2009

1. Von den Strukturen her denken

1.1 Impuls 1: Worum es geht – Revolution, Mobilität oder Flexibilität?

Vizepräsidentin Petra Bosse-Huber

Sehr geehrte Damen und Herren,

wenn wir über neue Gemeindeformen reden, geht es um die Frage:
Was ist ekklesia? Das heißt: Was ist Kirche, was ist Gemeinde?

Gemeinde ist da, wo Menschen wohnen. Nur da?

Und ist Gemeinde nur da, wo Menschen regelmäßig mitarbeiten und an den Angeboten im Gemeindehaus teilnehmen? Oder ist Gemeinde auch da, wo Menschen zeitlich begrenzt christliche Gemeinschaft suchen und erfahren? Gemeinde ist da, wo Menschen sich mit Gott verbunden fühlen.

Und was, wenn das vor dem Bildschirm beim Fernseh-Gottesdienst oder im Seelsorge-Chat erlebt wird?

Ist Gemeinde da, wo in der Alltagswelt evangelisches Profil sichtbar gemacht wird – auch mit verwegenen Ausstellungen und politischen Diskussionen?

Oder ist Gemeinde da, wo Menschen sich in ihrem Stadtteil im Auftrage Jesu Christi anderen liebevoll und engagiert zuwenden? Auch wenn die anderen niemals evangelische Christen werden und deshalb nicht zum Gemeindegewachstum beitragen?

Die Ekklesiologie lehrt uns, dass das Wesen der Kirche nicht wandelbar ist, die historische Gestalt der Kirche aber schon.

Der Blick über unseren deutschen Tellerrand nach Frankreich, England, in die USA oder auch in unsere afrikanischen und asiatischen Partnerkirchen zeigt uns: Die Kirche Jesu Christi existiert aktuell in den verschiedensten Organisationsformen, mit unterschiedlichen Leitungsstrukturen und Finanzierungssystemen.

In der evangelischen Kirche in Deutschland ist die überlieferte Gestalt der Gemeinde die der Parochie, definiert über die Zugehörigkeit zu einem kirchlichen und politischen Organisationsraum. Im parochialen Prinzip hat die Ortsgemeinde den Anspruch, flächendeckend die Gemeindeglieder mit gemeindlichen Kern- und auch Spezialangeboten versorgen zu können.

Schon lange gibt es aber auch eine Entwicklung jenseits des parochialen Prinzips der Gemeindegestalt durch die Entwicklung von Bekenntnis- und Personalgemeinden seit dem Pietismus, denn alternative Frömmigkeit

- sucht oftmals alternative Gemeinschaftsformen,
- existiert seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch Gemeindebildung in bestimmten funktionalen Diensten,
- z.B. in den spezialisierten Seelsorgefeldern eigene Gemeindeformen in den Studierendengemeinden, in Krankenhäusern, Altenheimen oder Gefängnissen.
- Die Konzentration bestimmter Aufgaben an herausragenden Innenstadtgemeinden oder Citykirchen bewirkt oftmals die Bildung einer Gemeinde, die nicht an die Zugehörigkeit zu den parochialen Grenzen gebunden ist.

Die Frage nach neuen Gemeindeformen, die wir heute in diesem Hearing stellen, entsteht nicht nur als Reflex auf die aktuellen Strukturveränderungen in unseren Kirchen. Sie ist seit den 70er und 80er Jahren bis heute zutiefst eine ekklesiologische und spirituelle Frage. Die Selbstwahrnehmung und der Anspruch der volkshirchlichen Ortsgemeinde ist es „Kirche für alle“ oder „für das ganze Volk“ zu sein. Wir wissen aus der Praxis: Dieser Anspruch wird so einfach nicht erfüllt.

Die klassische Parochie bedient oft ein ganz bestimmtes Milieu und schließt andere Gruppen und Arbeitsfelder an ihrem Ort damit aus. Deshalb wollen viele Menschen Gemeindeglieder, Pfarrer und Pfarrerinnen, die andere Gruppen einladen und neue Schwerpunkte in der Gemeindegliederarbeit und im Gottesdienst setzen wollen. Viele Impulse dafür kommen aus Schwesterkirchen in der Ökumene, aus der ökumenischen Gemeindeerneuerung und dem missionarischen Gemeindeaufbau.

Es gibt mehrere Modelle für die Entwicklung neuer Gemeindeformen:

- a) Eine bestehende Ortsgemeinde definiert ihre Vision, Ziele und Aufgaben neu und entwickelt daraus ein spezielles Profil, sei es missionarisch, diakonisch, kulturell oder ökumenisch als Stadtteilarbeit.

Durch das spezielle Profil gewinnen solche Gemeinden oft an Anziehungskraft auch über die Grenzen der Parochie hinaus. Hier stellt sich dann kirchenpolitisch die Frage nach der Beibehaltung des klassischen parochialen Prinzips in Bezug auf die Gemeindezugehörigkeit und die Verteilung der Kirchensteuermittel.

- b) Ein weiteres Modell basiert nicht auf dem klassischen parochialen Gemeindebegriff, sondern kommt aus einer funktionalen Definition von Gemeinde.

Ein Verbund von Gemeinden oder ein Kirchenkreis entscheiden sich, eine neue Gemeindeform zu fördern oder zu gründen. Dies kann eine Citykirche sein, eine zentrale Kirche in der Region oder eine besonders über ihre Funktion definierte Kirche wie eine Jugendkirche.

Als Stichworte seien hier auch genannt: Gemeinden auf Zeit und Passantengemeinden oder auch mediale Gemeinden. Etliche Beispiele werden wir heute hier wahrnehmen können.

In kirchenpolitischen Diskussionen kann der Eindruck entstehen, dass die Parochie normativ bleibt und den Kampf um Geld und Stellen zu Ungunsten der funktionalen Dienste gewinnen wird. Dennoch sehen wir, dass mit den Sparmaßnahmen auch das klassische parochiale Prinzip an seine Grenzen gekommen ist: Weniger pfarramtlich und andere kirchlich Mitarbeitende sind in den Gemeinden zuständig für immer mehr Gemeindeglieder und immer größere Flächen.

Gerade in den ländlichen Gebieten auch unserer Landeskirche wird es schwerer, Gemeinden mit vielen Dörfern und Gottesdienststätten gottesdienstlich und seelsorglich so zu versorgen, dass es für die beruflich Mitarbeitenden und für die Gemeindeglieder sinnvoll und befriedigend ist. Auch im städtischen Bereich erleben wir vielfach ein „Ausbluten“ der Innenstadtgemeinden durch sinkende Gemeindegliederzahlen und schrumpfende Finanzmittel.

Sowohl in den Städten als auch auf dem Land gibt es verschiedene demographische Bewegungen, die nicht immer ein klares Bild und deshalb auch keine klare Zielorientierung bieten.

Zum einen erleben wir gesellschaftliche Gruppen in Städten und Dörfern, die immer mobiler sein wollen und müssen. Ihre Wohnwelt ist getrennt von Schul- und Berufswelt. Zum Einkaufen, für Kultur oder Sport werden weite Wege in Kauf genommen. Innerhalb eines relativ großen Radius wählen Menschen die Angebote aus, die am besten zu ihrem Lebensstil und ihren Bedürfnissen passen – warum also sollte dies nicht auch für das kirchliche Angebot funktionieren? Diese Gründe unterstützen die Bildung von Profilmgemeinden in Großstädten und Regionalisierungen in ländlichen Gebieten.

Andererseits gibt es auch Bevölkerungsgruppen, die an ein eng begrenztes Umfeld gebunden sind und gerade in den Angeboten der Gemeinde vor Ort große Unterstützung finden. Diese Gruppen sind nicht in erster Linie biographisch definiert, sondern über ihre körperliche und finanzielle Flexibilität.

Mütter mit Kindern, Jugendliche oder ältere Menschen sind nicht per se an ihr Wohnumfeld gebunden. Sowohl Familien mit Kleinkindern, Konfirmandinnen oder Senioren können auch weitere Wege auf sich nehmen, wenn sie körperlich fit genug sind und wenn sie sich ein Auto oder Fahrkarten leisten können. Sie sind aber an einen sehr eng begrenzten Raum gebunden, wenn eins von beiden nicht zutrifft. Eine Orientierung an einkommensschwachen Gemeindegliedern kann ein starkes Argument für das klassische parochiale Angebot sein.

Neben der Wahrnehmung, dass Menschen in unserer Gesellschaft physisch, aber auch emotional immer flexibler und ortsungebunden werden, gibt es auch die Beobachtung, dass Menschen sich nach engeren Grenzen, überschaubaren Räumen und Verwurzelung in ihrem Wohnumfeld sehnen.

Beide Bewegungen sind demographisch erfasst und ernst zu nehmen. Wenn wir mitgliederorientiert denken, werden von daher sowohl die Argumente für die Regionalisierung und Profilierung als auch die für die Ortsgemeinden mit klassischem „Allround-Angebot“ gestärkt.

Mich interessieren heute in diesem Hearing besonders die Gedanken und Argumentationen zu folgenden Fragen:

Wie hängen die Gemeindeformen zusammen? Und in welcher Weise hängen sie voneinander ab? Können und sollen Profildgemeinden die klassischen Parochien irgendwann ganz ablösen? Geht es in unseren Diskussionen heute um eine ekklesiologische und kybernetische Revolution oder einfach um die Erlaubnis, Gemeindezugehörigkeit mobiler und die Kirchensteuerverteilung flexibler zu gestalten?

In unserer Zeit stellen wir Weichen für die Zukunft. Wir stellen sie mit eingeschränkten Mitteln, die es notwendig machen, klare Entscheidungen zu treffen, die theologisch und inhaltlich begründet sind.

Deswegen sind unsere Überlegungen so wichtig: Unser Gemeindebegriff wird diese Entscheidungen beeinflussen.

Uta Pohl-Patalong hat schon Anfang dieses Jahrzehnts dafür plädiert, Parochie und funktionale Dienste gleichwertig neu zu definieren in einer zu entwickelnden Struktur „kirchlicher Orte“. Meine Hoffnung ist, dass wir gemeinsam in Gemeinden, Kirchenkreisen und in der Landeskirche eine neue Landkarte entwerfen können, auf der verschiedene Gemeindeformen ein Netz bilden.

In diesem „Netz kirchlicher Orte“ sollen viele Menschen die Gemeinden und Orte finden können, die ihnen für kurze oder lange Zeit Heimat werden und in denen sie Gottes Liebe und Gerechtigkeit erfahren und weitergeben können.

Ich wünsche uns spannende Stunden in diesem Hearing, neue Einsichten und ein gesegnetes Reden, Hören und Verstehen!

1.2 Impuls 2: Welche Möglichkeiten gibt es heute schon? Experimentieren wir!

Christiane Köckler-Beuser

Sehr geehrte Damen und Herren,

als „zweiten“ Einstieg in das heutige Hearing möchte ich einen Impuls für die eher formalen Fragen geben, die mit unserem Thema verbunden sind.

Zunächst zu den bestehenden Gemeindeformen – ein Ausdruck von Artikel 5 der Kirchenordnung (KO) liegt Ihnen vor.

Hier finden Sie die Definition des Begriffs der Kirchengemeinde in Artikel 5 Absatz 4: „Kirchengemeinde der Evangelischen Kirche im Rheinland ist die Gemeinschaft ihrer Mitglieder in der Regel in einem durch Herkommen oder Errichtungsurkunde bestimmten Gebiet.“

Also sind zwei Faktoren bestimmend:

- Der Mensch muss getauft und Mitglied der Kirche sein. (Artikel 76 Absatz 2 KO)
- Die Mitglieder wohnen alle in einem Gebiet = Parochie.

2003 wurde die Kirchenordnung völlig neu gefasst und verändert. Unter anderem wurde der Artikel 12 Absatz 2 eingefügt.

„Kirchengemeinden können auch als Personalgemeinden für bestimmte Aufgabebereiche gebildet werden, wenn daran ein gesamtkirchliches Interesse besteht. Das Nähere regelt ein Kirchengesetz. Für dieses Kirchengesetz gilt Artikel 144 Absatz 1 Satz 2.“

Was damit gemeint ist, zeigt ein Blick in Artikel 144 Absatz 1 Satz 2:

„Änderungen der Kirchenordnung bedürfen der Zustimmung von zwei Dritteln der anwesenden Stimmberechtigten und müssen in zwei Lesungen an zwei verschiedenen Tagen beschlossen werden.“

Warum also Personalgemeinden?

Grund für die Aufnahme der Möglichkeit einer Personalgemeinde in die KO der rheinischen Kirche waren, so steht es in der Begründung, die Überlegungen, die bisher in ganz Deutschland zu neuen Gemeindeformen schon angestellt worden waren.

Dahinter steht die These, dass die parochial ausgerichtete Gemeindeform viele Menschen nicht mehr erreicht, obwohl Kirche für diesen Personenkreis durchaus attraktiv sein könnte. Ziel dieser Überlegungen ist es, diese Menschen zu integrieren und ihnen Heimat zu schaffen.

Während das im Impulspapier „Kirche der Freiheit“ einen sehr weiten Gemeindebegriff hat und neben der Ortsgemeinde auch personale Gemeinden und Gemeinden vorübergehender Art, also etwa Rundfunk – oder Chatgemeinden kennt, setzen viele Landeskirchen der Öffnung engere Grenzen und erkennen Personalgemeinden und Anstaltskirchengemeinden an.

Zu beobachten ist, dass die Landeskirchen, die sich bisher diesem Gedanken gegenüber offen gezeigt haben und solche Gemeinden kennen (Baden, Nordelbien, auch Westfalen überlegt), das Ziel haben, Menschen in die Kirche zu integrieren, die nicht oder nicht mehr erreicht werden. Nie ist es das Ziel, die hergebrachte Gemeinde abzuschaffen.

In den bestehenden Regelungen sieht es so aus, dass die Personalgemeinde zwar nur bestimmte Teilaufgaben der klassischen Gemeinde erfüllt, die Kennzeichen der Kirche aber natürlich immer erfüllt sein müssen: regelmäßiger, öffentlicher Gottesdienst, Verkündigung, Feier von Abendmahl und Taufe, Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern.

Ein besonderes Interesse haben zum Beispiel so genannte Citykirchen, Kirchen also, die Angebote machen für Menschen, die in den meisten Fällen nicht am Ort der Kirche wohnen, sondern vielleicht in den Aussenbezirken oder in kleineren Städten um den Ort der Citykirche herum, oder auch Einrichtungen im diakonischen Bereich, deren „Betreute“ jetzt dezentral wohnen (z.B. Behindertenwohngruppen, die nicht mehr zentral an einem Ort, sondern zum Beispiel in Wohngruppen in unterschiedlichen Orten untergebracht sind). Gemeinsam ist allen, dass die Mitglieder nicht zu einer bestimmten Wohnsitzkirchengemeinde zugeordnet werden können, sie aber ein gemeinsames spirituelles und gemeindliches Interesse verbindet.

Diese Änderung der KO, die die Bildung von Personalgemeinden erlaubt, wurde im Januar 2003 verabschiedet – das Kirchengesetz, das „das Nähere“ regelt, gibt es noch nicht.

Was ist also so schwierig? Wo gibt es Probleme?

Die Hauptschwierigkeit ist das Verhältnis Parochie/neue Gemeindeform. Während einige in der neuen Form eine Chance sehen, erscheint sie anderen als Anfang vom Ende der Parochie.

Hier ist zu fragen, ob es denn wirklich so ist, dass die klassische Gemeinde nicht die Form ist, die die allermeisten Menschen nach wie vor anspricht und eine anders organisierte Form nicht die Ausnahme bleiben wird.

Große Sorge besteht ausserdem in der Frage, ob es nicht bei der Ermöglichung von Personalgemeinden so genannte „Fangemeinden“ geben wird, die den traditionellen Gemeinden Mitglieder nehmen.

Artikel 12 Absatz 2 hat hier hohe Anforderungen gesetzt, es muss ein „gesamtkirchliches Interesse“ an der Errichtung der Personalgemeinde bestehen. (Dieser Begriff ist allerdings noch zu klären!!). Es sollen eben keine Gemeinden um Personen herum gebildet werden (Gefahr der Gemeindebildung um charismatische Personen), sondern es sollen Formen für Personen gefunden werden, denen die klassische Wohnsitzgemeinde keine Heimat geben kann.

Zudem erfordert das Kirchengesetz über die Personalkirchengemeinden für die Verabschiedung durch die Landessynode eine Zweidrittelmehrheit, um seine verfassungsrechtliche Relevanz zu unterstreichen.

Als weitere zu klärende Frage steht im Raum, wer über die Errichtung der „neuen“ Gemeinde entscheidet und wie die Finanzierung gesichert wird – und all das in Zeiten von Neuem Kirchlichen Finanzwesen und Substanzerhaltungspauschale.

Was geht heute schon?

Viele Möglichkeiten haben Gemeinden heute schon. Wir werden gleich Beispiele aus der Praxis hören.

Dennoch empfinden viele Menschen das Verfahren zum Beispiel bei der Gemeindezugehörigkeit in besonderen Fällen als sehr kompliziert und bürokratisch, manche fühlen sich abgeschreckt und empfinden die Antwort der Kirche auf ihren Wunsch, dazuzugehören, nicht als „Ja, gern, wir freuen uns“, sondern als „Ja, aber...“.

Wie soll es nun weitergehen?

Die Frage der Personalgemeinde wurde nach der Beschlußfassung durch die Landessynode in den ständigen Ausschüssen teilweise kontrovers diskutiert. Es wurde eine Arbeitsgruppe der ständigen Ausschüsse gebildet, der nun versuchen wird, einen Vorschlag zu erarbeiten. Sicher werden auch die Ergebnisse dieses Hearings in den Diskussionsprozess einfließen.

In Großbritannien bei einer Fortbildung habe ich den Satz gehört: Gott liebt Experimente – darüber denke ich in letzter Zeit nach, ob das wirklich so ist – aber er hat sicher nichts gegen sie. Wenn man sich die Menschheit einmal so ansieht, ist das nicht von der Hand zu weisen.

Vielleicht experimentieren wir heute ja ein bisschen zusammen!

1.3 Impuls 3: Den Kontakt zu den Ungeselligen stärken – aber wie?

Eberhard Hauschildt, Universität Bonn

Warum neue Gemeindeformen? Sind sie der beste, der einzige Weg für eine missionarische Kirche? Warum nicht bei den bewährten Parochien bleiben? Sind nicht die bisherigen Formen so flexibel, dass gar keine Neuregelungen nötig sind? In diese Debatte bringen die folgenden Überlegungen aus der akademischen Praktischen Theologie die Milieuperspektive ein. Ich beziehe mich dabei auf die Ergebnisse der letzten Kirchenmitgliedschaftsfrage (Die Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (Bd. 1), hg. v. Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker, Gütersloh 2006) und eigene weiterführende Überlegungen (Claudia Schulz/Eberhard Hauschildt/Eike Kohler: Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2008, 2. Aufl. 2009; www.milieus-praktisch.de). Dort sind dann auch genauere Charakterisierungen der Milieus zu finden und Überlegungen zur Leistungskraft und auch zu den Grenzen der Milieuperspektive (Schulz/Hauschildt/Kohler S. 49-86 u. S. 278-281).

1. Das Phänomen: Wir erreichen nicht alle, besonders bestimmte Milieus

Schaut man sich die empirischen Daten zur inneren Verbundenheit mit der Kirche und zur faktischen Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen unter Milieugesichtspunkten an, so zeigen diese: Zwei Milieus erreichen wir mit den herkömmlichen Gemeindeformen sehr gut, das Milieu der „Hochkulturellen“ und das der „Bodenständigen“. Zwei Milieus erreichen wir so im mittleren Bereich: das Milieu der „Kritischen“ und das der „Geselligen.“ Und zwei Milieus erreichen wir ausgesprochen schlecht: das Milieu der „Zurückgezogenen“ und das der „Mobilen“.

Der Effekt ist dann der, dass die faktischen Ortsgemeinden schon die Atmosphäre bestimmter bestimmter Milieus verbreiten und dies immer weiter dazu führt, dass die einen Milieus finden, dass es hier für sie passt und die anderen abgestoßen sind.

2. Analyse: Warum erreichen wir Menschen in den traditionellen Gemeindeformen?

Natürlich spielen Erfahrungen aus der Biographie, etwa die Kirchlichkeit des Elternhauses, eine wichtige Rolle. Natürlich sind biographischen Zufälle nicht unwichtig – auf welche Menschen, auf welchen Religionsunterricht, auf welche Gemeinde man zufälligerweise traf. Die Milieuanalyse zeigt darüber hinaus: Es sind ganz bestimmte Faktoren, die den Unterschied bei den Milieus ausmachen, ob sie den Zugang zur Ortsgemeinde als schwierig oder leicht erleben.

Folgende Faktoren erleichtern den Zugang zum Gemeindeleben: Tradition, Bildung, Geselligkeit. Dies Faktoren wirken sich dann auch darauf aus, wie lokal oder nicht-lokal jemand orientiert ist und was für Formen von Beteiligung favorisiert werden. Die Abhängigkeit des durchschnittlichen Grades an Kirchennähe in einem Milieu von diesen Faktoren ist ganz ausgeprägt. Entsprechend wirken sich die entgegengesetzten Charakteristika der drei Faktoren für Kirchennähe (Modernität, geringe Schulbildung und Ungeselligkeit oder das Leben in nicht-traditionellen Formen von Geselligkeit) als Hürden aus (siehe die untenstehende Tabelle „Milieus und Gemeindeformen“).

2.1. Hochkulturell und bodenständig – und die einladende Ortsgemeinde

Für die traditionelleren, älteren Hoch-Gebildeten, die *Hochkulturellen*, passt alles: In der Ortskirchengemeinde finden sie eine Schätzung von Traditionsbewusstsein und Bildungsanspruch und stabile Geselligkeit. Hier können sie sich als Hörer besinnlicher Reden finden, können sie Leitungsaufgaben übernehmen.

Die wenig gebildeten Älteren, die *Bodenständigen*, sind zwar in Sachen Bildung, etwa durch die intellektuelle Predigt, immer wieder auch überfordert. Doch ist das nicht so

schlimm – Pfarrer müssen eben so reden. Aber vor Ort gesellig sein, Traditionen pflegen können, das passt. In einer sich rasant veränderten und unverständlichen Welt, bietet wenigstens die Kirche noch Vertrautes. Selbst, wenn man schlechte Erfahrungen mal etwa mit zu modernen Pfarrern gemacht hat, würde man nicht austreten.

Für die Kirche ist gegenüber diesen beiden Milieus die Welt noch in Ordnung. Die herkömmliche Ortsgemeinde passt. Und wirksam, um Menschen aus diesen Milieus zur Kirche den Weg finden zu lassen, sind einfach die üblichen kommunikativen Tugenden: freundlich, einladend, werbend und persönlich sein.

2.2. Kritisch oder gesellig – und der Bedarf an modernisierten Gemeindeformen

Die gut gebildeten Jüngeren, die *Kritischen*, haben ein Problem mit dem Zugang über die Tradition, und sie schätzen auch nur bestimmte Formen der Geselligkeit, nämlich die der kritischen engagierten Gruppe. Aber so gibt es eben doch auch einige, die in einer engagierten Reformgruppe, kritisch gegen die etablierte Kirche, gleichwohl in ihrer eigenen modernisierten Form, Kirche leben. Die Grenzen von Parochien sind dabei für die Mobilien ohne Bedeutung.

Auch die im mittleren Bildungsniveau sich Befindenden und dem mittleren Alter schwerpunktmäßig Zugehörenden, die *Geselligen*, haben Probleme mit der Tradition in der Kirche, sie stoßen sich an Dogmen und sind praktisch eingestellt. Aber andererseits schätzten sie die Kirche als einen Anbieter neben anderen für Geselligkeit vor Ort.

Für die Kirche besteht gegenüber diesen beiden Milieus Modernisierungsbedarf. Dabei liegt den Kritischen eine thematisch orientierte, netzwerkartige ausgebauten Arbeit nahe. Sie wird dann ihre eigenen, auch experimentellen liturgischen Formen finden. Bei den Geselligen geht es mehr um Formen einer modernisierten Gemeinde vor Ort: mit modernisierter Liturgie, stärkerem Akzent auf der alltagspraktischen Ethik, mit rational verständlichem Glauben, mit freundlicher und nützlicher Geselligkeit.

2.3. Zurückgezogen oder mobil – und die Infragestellung von Kirche als sozialer Gemeinschaft

Erst die EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat ein Milieu zutage gefördert, das bei den sonstigen soziologischen Milieu-Einteilungen nicht vorkam, das Milieu der *Zurückgezogenen*. Das kam daher, dass die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung auch nach Geselligkeit und sozialen Kontakten fragte. Das Milieu der Zurückgezogenen ist sonst durch wenige klare Konturen charakterisiert, außer eben durch die, dass es ganz zurückgezogen und ungesellig lebt und leben will. Da auch Bildung und Traditionalität nicht besonders ausgeprägt sind, passt hier nun im Grunde gar nichts zum üblichen Gemeindeleben.

Das gleiche gilt von dem jungen, wenig gebildeten Milieu der *Mobilien*. Sie sind die Modernsten, die als Geselligkeit eher die Formen von Cliques kennen, nicht aber stabile Gruppen und Kreise und den regelmäßigen Besuch von Veranstaltungen. Die Hälfte aller Austritte überhaupt geht auf dieses eine Milieu zurück.

Für die gängige gesellige Gemeindegemeinschaft, seien es nun die traditionellen Formen oder modernisierte, gibt es bei diesen Milieus keine Anknüpfungspunkte. Die Erwartung, dass man mit neuen Gemeindeformen alle bisher schlecht erreichten Milieus nun erreichen könne, muss demnach aufgegeben werden. Die Frage ist dann vielmehr die, an welchen anderen Stellen denn doch Kontakte zur Kirche stattfinden. Bei Vorträgen, in denen ich in der letzten Zeit diese beiden Milieus charakterisierte, bekam ich interessante Reaktionen. KrankenhauseelsorgerInnen sagten: Mit den Zurückgezogenen habe ich in meiner Arbeit ständig zu tun. BerufsschullehrerInnen sagten: Meine SchülerInnen gehören fast alle zu den Modernen. So gibt es durchaus Kirchenkontakte dieser Milieus, aber sie laufen nicht über die Geselligkeitsformen. Sie haben oftmals auch indirekteren Charakter. Bei Kasualien oder an Weihnachten geht man wegen Verwandten oder Freunden dann doch mit. Und diese Milieus nehmen auch wahr, was in den Medien berichtet wird. Dazu gehört für die Zurückgezogenen auf jeden Fall auch der Gemeindebrief. Und was im Fernsehen berichtet wird, zum Beispiel über den Kirchentag oder was eine Person als VertreterIn der Kirche in einem Interview oder einer Talkrunde sagt, geht in das Bild von der Kirche und ihrer Sache ein.

3. Fazit

Aus der Milieuperspektive lässt sich sagen, dass sowohl traditionelle Gemeindeformen ihre Bedeutung haben als auch neue Gemeindeformen für andere Milieus besonders passend sind.

Die Milieuperspektive macht aber auch skeptisch gegenüber der Vorstellung, es ließen sich nun mit neuen Gemeindeformen tatsächlich alle weniger kirchlichen Milieus erreichen. Denn gemeindliche Geselligkeit passt nicht für alle Milieus. Darin liegt eine Herausforderung an unser Verständnis von Kirche. Zu leicht setzen wir Gemeinschaft mit Gott und unsere Formen von Geselligkeit unter den Menschen in eins. Glaubenskurse passen nicht für alle Milieus. Auch für die Ungeselligen ist der Glaube von Bedeutung. Geselligkeit unterstützt den Glauben, Glaubende brauchen die Stärkung durch Kommunikation mit anderen über den Glauben und im Glauben. Ob in der Parochie oder in neuen Gemeindeformen oder auf anderen Wegen der Kommunikation – immer geht es darum, dass die Kirche ihrer Aufgabe nachkommt, „das Wort im Schwange“ zu halten (M. Luther), also vom Evangelium etwas verständlich und einleuchtend anderen Menschen zukommen zu lassen, und dies so, dass diese in ihrem Milieukontext es auch erfassen können. So ist die Anstrengung, neue Gemeindeformen zu finden, eine wichtige Aufgabe. Und sie ist eine Aufgabe, die zugleich in ihren Grenzen gesehen werden sollte bzw. die zu erweitern wäre zu der Frage nach den Möglichkeiten, den Kontakt zu den Ungeselligen zu stärken.

Milieu	Hürden (-) Zugänge (+)	Passende Gemeindeform
Hochkulturelle Anteil KM ¹ 13% Gemeinschaft ² 45% Austrittsgefahr ³ 2%	+ Geselligkeit + Bildung + Tradition	Die einladende Ortsgemeinde
Bodenständige Anteil KM 16% Gemeinschaft 37% Austrittsgefahr 5%	+ Geselligkeit – Bildung + Tradition	
Kritische Anteil KM 14% Gemeinschaft 19% Austrittsgefahr 14%	+/- Geselligkeit + Bildung – Tradition	Die spezialisierte Ortsgemeinde / das thematische Netzwerk
Gesellige Anteil KM 18% Gemeinschaft 17% Austrittsgefahr 13%	+ Geselligkeit +/- Bildung – Tradition	Die moderne Ortsgemeinde (in Sachen: Geselligkeit, Liturgie, Dogmatik, Ethik)
Zurückgezogene Anteil KM 16% Gemeinschaft 9% Austrittsgefahr 16%	– Geselligkeit – Bildung +/- Tradition	Diakonie und Seelsorge Einzelbesuche, Einzelseelsorge
Mobile Anteil KM 22% Gemeinschaft 6% Austrittsgefahr 35%	– Geselligkeit – Bildung – Tradition	Diakonie und Seelsorge Einzelkontakte, die Kirche der anderen für die Probleme anderer, Kirche und Glauben als öffentliches Thema

Zahlen sind entnommen aus der EKD-Umfrage, die Namen der Milieus nach Schulz/Hauschildt/Kohler (vgl. Literaturangaben in der Einleitung dieses Textes).

¹Anteil KM: Anteil des Milieus an der Gesamtheit der Mitglieder in evangelischen Landeskirchen (S. 218).

²Gemeinschaft: Prozentzahl derer im Milieu, die als Mitgliedschaftsgrund dem Statement zustimmten: „... weil ich die Gemeinschaft brauche.“ (S. 263)

³Austrittsgefahr: Prozentzahl derer im Milieu, die einem der drei Statements zur Austrittsneigung zustimmten: „Habe öfter daran gedacht, bin mir aber noch nicht ganz sicher.“ „Eigentlich bin ich schon fest entschlossen, es ist nur noch eine Frage der Zeit.“ „Ich werde bestimmt so bald wie möglich austreten.“ (S. 233)

2. Mit den Strukturen experimentieren

2.1 Praxisbeispiel 1: Geistreich – Jugend macht Kirche

Gerold Vorländer

Vorbemerkung: Eine Vision wird Wirklichkeit

Stellen Sie sich vor: Ein großer Stadtteil in Köln, ein sogenanntes „Beta-Zentrum“. Mehrere Hauptschulen, Realschulen, Gymnasien. Tausende von Schülern jeden Tag, Jugendliche jeder Couleur auch aus den kleineren Stadtteilen, die wie ein Kranz darum herum liegen. Die Kirchengemeinden erreichen mit ihrer Jugendarbeit nur einen sehr geringen Teil dieser Jugendlichen. Wenn man sich zusammen täte, wäre vielleicht mehr möglich...

Und stellen Sie sich jetzt vor: Eine alte Kirche, mit farbigen Tüchern, Scheinwerfern und einer vernünftigen PA (Beschallungsanlage) jugendgerecht gestaltet. Etwa einhundert Jugendliche und Junge Erwachsene haben sich zum Gottesdienst eingefunden, Gymnasiasten und Förderschüler, Arbeitssuchende und Studierende. Die eigene Band „rockt richtig ab“. Jugendliche moderieren, beten, geben persönliche Statements ab, denken nach, lachen – und feiern Gott. Eine Vision ist schon ein Stück Wirklichkeit geworden: „Geistreich – Jugend macht Kirche“ im rechtsrheinischen Köln.

1. Ausgangspunkt

Christliche Jugendarbeit in der Großstadt erweist sich zunehmend als problematisch und schwierig, weil einerseits immer weniger Jugendliche halbwegs zutreffende Vorstellungen vom christlichen Glauben haben und andererseits die Freizeitangebote immens sind. Gleichzeitig sehen wir aber Chancen, Jugendliche neu zu erreichen und zu begeistern, wenn ihnen der Glaube in für sie verständlichen Ausdrucksformen und an einem für sie zugänglichen Ort vermittelt wird. Jugendliche wollen beheimatet werden, d.h. einen Ort haben, wo sie sich auskennen, zu Hause fühlen und Freunde treffen. Signifikant für diese Sehnsucht ist der Erfolg des aktuellen Songs von Peter Fox „Haus am See“.

Aus diesem Grund haben drei Gemeinden angefangen, über eine Zusammenarbeit im Bereich der Jugend nachzudenken. Inspiriert wurden sie dabei durch verschiedene Jugendkirchenprojekte, die es im Bereich der Evangelischen Kirche gibt.

Ziel ist es, durch Bündelung der Kapazitäten und Kompetenzen im Jugendbereich der einzelnen Gemeinden einen größeren Wirkungsradius zu erzielen, d.h. insbesondere durch gemeinsame Aktionen, Jugendgottesdienste und Programme die Jugendlichen an den weiterführenden Schulen in unserer Region zu erreichen, die bisher von der jeweiligen gemeindlichen Jugendarbeit nicht erreicht werden.

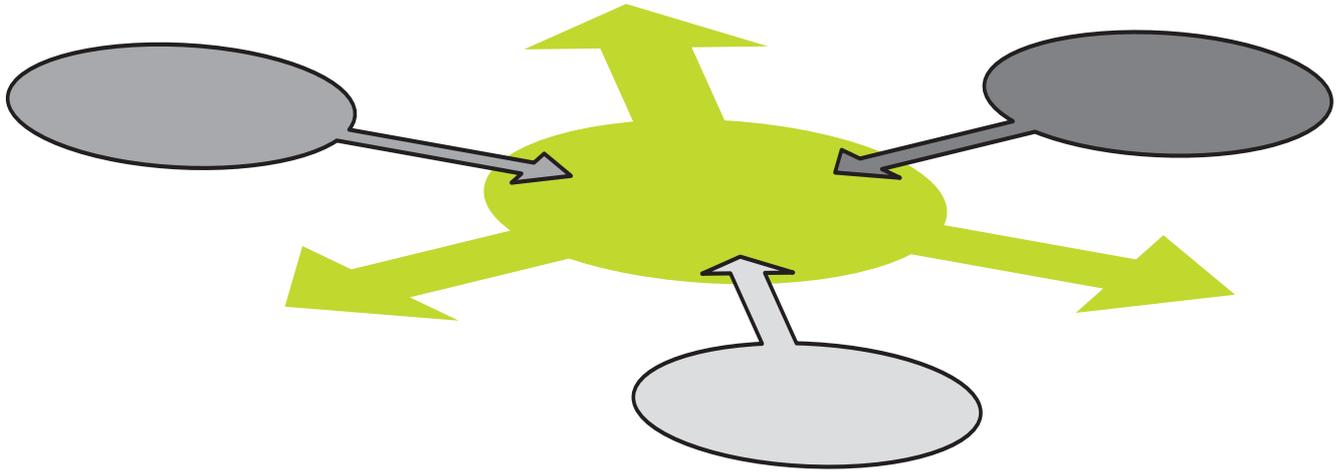
Wir, das sind drei unterschiedliche Gemeinden aus vier unterschiedlichen Stadtteilen im rechtsrheinischen Kölner Norden. Beteiligt sind:

- Evangelische Kirchengemeinde Köln-Dünnwald
- Evangelische Brückenschlag-Gemeinde Köln-Flittard/Stammheim
- Evangelische Kirchengemeinde Mülheim am Rhein

Wir verstehen unsere Jugendgemeinde nicht als Konkurrenz zu anderen Kirchen oder Gemeinden, sondern als eine neue übergemeindliche und Gemeinden verbindende Arbeitsform von Jugendarbeit innerhalb des Ev. Kirchenkreises Köln-rechtsrheinisch.

Eine besondere Stärke, aber auch Schwierigkeit unseres Projektes ist die Unterschiedlichkeit der Gemeinden und Stadtteile. Hier kommen drei verschiedene jugendsubkulturelle Ausprägungen zusammen. Auch die bisherige Jugendarbeit in den Gemeinden hat einen jeweils eigenen Schwerpunkt, eine bestimmte geistliche Prägung. Diese Unterschiede erfordern sehr viele Gespräche und vertrauensbildende Maßnahmen. Gleichzeitig sind die drei Gemeinden dadurch miteinander verbunden, dass die Mehrzahl der Jugendlichen auf die weiterführenden Schulen in Mülheim gehen.

Unsere große Chance besteht darin, gemeinsame Wege zu finden und die jeweiligen Stärken zu bündeln. Und so Jugendliche zu erreichen, die bisher bestenfalls im Konfir-



mandenunterricht Kontakt zu Kirche haben. So gesehen ist „Geistreich – Jugend macht Kirche“ ein „Churchplant“ der drei Parochialgemeinden mit missionarischer Ausrichtung in Hinsicht auf eine besondere Zielgruppe.

Das Evangelium ist eine Botschaft, die in unterschiedlichen Kulturen Ausdruck findet. Vor diesem Hintergrund möchten wir gemeinsam mit Jugendlichen nach ihrem Weg suchen, der es ihnen ermöglicht, dem lebendigen Gott zu begegnen und Glauben zu erleben. Wir (d.h. die JugendreferentenInnen und Pfarrer) machen nicht Kirche für Jugendliche, sondern arbeiten mit ihnen gemeinsam daran und überlegen, was es heißt, eine christliche Gemeinschaft zu erfahren und sie mitzugestalten. Dementsprechend ist der Name Programm: „Geistreich – Jugend macht Kirche“. Dazu gehören die Förderung der Persönlichkeit und das Entdecken von Gaben. Unser Projekt lebt von den Fähigkeiten und Erfahrungen der Jugendlichen. Diese Arbeit an den sogenannten „Soft Skills“ kann auf die Zukunft der Jugendlichen einen entscheidenden positiven Einfluss haben. Aber mehr noch: Die Jugendlichen und Jungen Erwachsenen sind die Träger der Mission: Sie bilden eine Milieu-gemischte geistliche Keimzelle mit Ausstrahlung. Und sie sind es, die ihre Freunde einladen und mitbringen.

2. Unsere Ziele (aus der Konzeption)

Wir möchten lebendige Kirche als Teil der Lebenswelt von Jugendlichen in unserer Region werden!

Wir möchten missionarisch aktiv sein und Jugendliche für den christlichen Glauben gewinnen!

Das heißt konkreter:

- Wir wollen die bisherige Jugendarbeit in den Gemeinden weiterführen, aber mit den anderen Gemeinden vernetzen. Gemeinsame Jugendgottesdienste und Projekte sollen das Wachstum einer Jugendgemeinde aus sich selbst heraus fördern.
- Wir wollen Jugendliche erreichen, die Kirche bisher nur mit einer bestimmten Tradition in Verbindung gebracht haben und sie einladen, neue Erfahrungen zu machen.
- Wir wollen auch Jugendliche erreichen, die bisher in großer Distanz oder mit Gleichgültigkeit dem christlichen Glauben gegenüber stehen.
- Vor allem wollen wir Jugendlichen einen Ort bieten und mit ihnen gestalten, an dem sie erleben können, dass das Evangelium nicht nur Wort ist, sondern für ihr Leben vital, kraft- und bedeutungsvoll werden kann.
- Wir wollen das gegenseitige Unverständnis zwischen Jugend und Kirche überwinden helfen und in einen offenen Dialog treten. Mit einer authentischen und lebendigen Ausstrahlung wollen wir positiv in unsere Gemeinden und in die Region wirken.
- Wir wollen Jugendlichen mit diakonischen Angeboten helfen, Lebenskrisen zu überwinden, und ihnen Hilfe zur Selbsthilfe geben.
- Wir wollen Jugendlichen die Möglichkeit geben, sich persönlich zu entfalten, ihre Gaben kennenzulernen und eine tragende Gemeinschaft zu erleben.

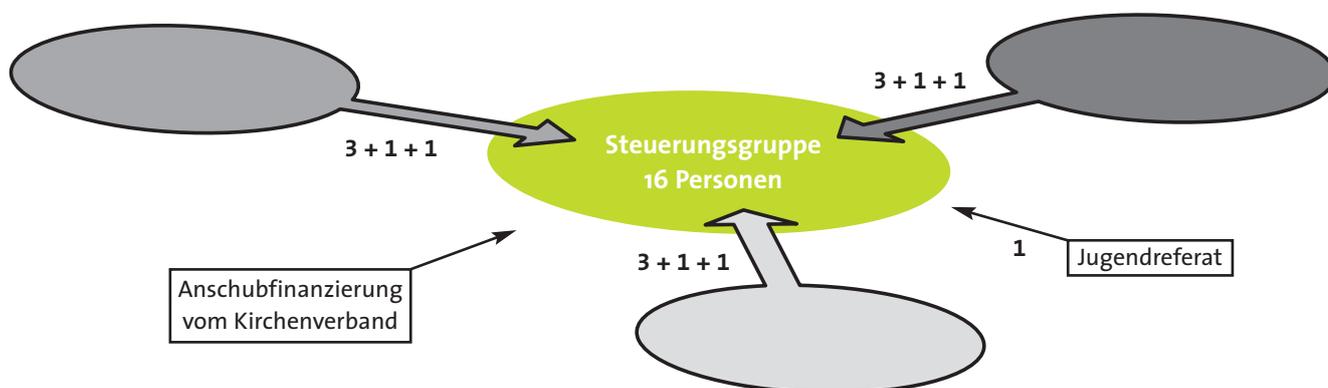
2. Organisation und Leitung

Die Presbyterien der drei Gemeinden haben zum einen die jeweiligen Jugendreferent per Dienstanweisung mit einem bestimmten Anteil ihrer Arbeitszeit der Jugendkirche zugeordnet. Zum anderen haben sie die Leitungsverantwortung einer so genannten Steuerungsgruppe übertragen.

Das Projekt hat vom Kirchenverband Köln und Region dankenswerterweise eine Anschubfinanzierung von 52.000 Euro über drei Jahre erhalten, um die (ansonsten praktisch leerstehende) Lutherkirche in Mülheim mit jugendgemäßer Dekoration, Möblierung und Technik auszustatten.

Die Steuerungsgruppe setzt sich zusammen aus jeweils drei Jugendlichen, die von den Jugendausschüssen der Gemeinden entsandt sind (also insgesamt neun), den drei Jugendreferenten und den drei Pfarrern.

Als „neutraler Beobachter“ und Moderator bei auftretenden Schwierigkeiten ist immer ein Hauptamtlicher des Jugendreferats bei den Treffen der Steuerungsgruppe dabei. Das ist notwendig und hilfreich, weil es bei einem so komplexen System gerade in der Anfangsphase immer wieder zu Missverständnissen und Reibungen gekommen ist, bedingt durch unterschiedliche persönliche Interessen und Hintergründe der Personen als auch der unterschiedlichen „Gemeindekulturen“, aus denen sie kommen.



Die Steuerungsgruppe ist vollständig verantwortlich für Programm und Inhalt, für die Finanzen und die Raumgestaltung (Gegenüber den Presbyterien hat sie nur Berichtspflicht).

Die konkrete Arbeit ist nochmals unterteilt in feste Arbeitsgruppen für Mitarbeiterpflege, Öffentlichkeitsarbeit, Finanzen.

Beiden stellt sich das organisatorische und rechtliche Problem, dass die Jugendkirche (noch) kein eigener Rechtsträger ist und alle finanziellen Dinge über das Verwaltungsamt einer Gemeinde abgerechnet werden müssen, was immer wieder zu Komplikationen führt. Außerdem gibt es wechselnde Teams zur Vorbereitung der Jugendgottesdienste und besonderer Aktionen/Treffen usw.

Zur Zeit findet einmal im Quartal ein aufwändiger großer missionarischer Jugendgottesdienst statt und dazwischen ein so genannter „Schwarzbrot-Gottesdienst“ zur geistlichen Stärkung der in der Jugendkirche aktiven Jugendlichen. Faszinierend ist, wie sehr die Jugendlichen und jungen Erwachsenen das Projekt inzwischen zu ihrem eigenen gemacht haben und sich intensiv dafür engagieren.

Obwohl bereits eine Reihe „neuer“ Jugendlicher gewonnen werden konnten, liegt zur Zeit der Schwerpunkt auf der Identitätsfindung einer Kerngruppe von ca. 30 Jugendlichen, also der milieugemischten geistlichen Keimzelle. Milieugemischt heißt, dass hier gerade anhand der Unterschiede gegenseitiges Verständnis eingeübt wird, das es dann auch erleichtert, den Radius größer zu schlagen. Geistlich bedeutet, dass nicht Menschen oder Programme oder eine Kirche, sondern Jesus Christus im Zentrum steht.

www.geistreich-koeln.de

2.2 Praxisbeispiel 2: Johanneskirche – Stadtkirche – Kirche in der City

Uwe Vetter

Auftrag, Ziele und Arbeitsweisen von Stadtkirchenarbeit in Düsseldorf

Wo stehen wir?

Verortung der Johanneskirche im kirchlichen Umfeld

- Stadtkirche als Programmname: Die Johanneskirche ist gemeinsame Kirche aller Evangelischen in Düsseldorf und Innenstadtkirche (Citykirche) und zugleich Kirche im Blick auf die ganze weltliche Stadt.
- Sie ist die gottesdienstliche Adresse des Kirchenkreises und der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland.
- Die Johanneskirche ist Schauplatz der zentralen evangelischen Großveranstaltungen mit den erforderlichen personellen und technischen Voraussetzungen.
- Sie ist Kontaktpunkt und Informationsstelle von Evangelisch-in-Düsseldorf.
- Die Johanneskirche ist Stadtkirche und beheimatet die Institution Kirche in der City. Daraus leitet sich ihr zentraler Auftrag ab.

Was ist unser zentraler Auftrag?

„mission statement“ für die Stadtkirchenarbeit

- Die Johanneskirche ist Stadtkirche mit dem Auftrag, moderne Stadtmission zu entwickeln und zu betreiben.

Was möchten wir erreichen?

Konkrete Ziele der Stadtkirchenarbeit

- Die Stadtkirche soll Kirche im Betrieb zeigen und Kirche im Vollzug miterlebbar machen: in Gottesdiensten, Kunstausstellungen und geistlicher Musik, in Gastlichkeit, als Lehrhaus, in ihrer Architektur und ihrer Wochenliturgie, in weltlichen Konzerten, Stadtthemen-Diskussionen, Amtshandlungen und Eintrittsgesprächen, in Taufkatechumenaten und Erwachsenentaufen, durch Ansprechbarkeit und persönliche Freundlichkeit von Haupt- und Ehrenamtlichen.
- Sie soll neue Zielgruppen erschließen: Passanten, Innenstadtangestellte, Oberstufenschüler*innen der Innenstadtkirchen, Lunchtimegäste, Cafébesucher, „Jazzfamilie“, Künstlerschaft, Kulturpublikum und Liebhaber klassischer Musik, experimentierfreudiges Publikum, an Christentum (wieder) Interessierte, „Neugierige, Atheisten und spirituelle Wanderer“. Passagere Citykirchen und beheimatende Parochialgemeinden sind zwei notwendige Gestalten von Kirche und frei aufeinander bezogen.
- Sie soll neue Verkündigungsformen entwickeln: Stadtkirchenbibellesekurse (Forum-Stil), Dialogkunst-Ausstellungen, Musik-Inszenierungen, neue Gottesdienstreihen (Choral Evensong, SundaySpecial, Nachtgottesdienste, Buß&Bettag-Lunchtime-Andacht, Stadtpredigten-Veröffentlichung). Seit Januar 2009 werden allsonntäglich die Hauptgottesdienste im Lokalfernsehen übertragen; dies erfordert besondere Trainings, sichtbare Kirchenmusik und technische Präzision.
- Die Stadtkirche hat zum Ziel, die Gottesdienstgemeinde deutlich zu vergrößern und Gottesdienste als „Kraftwerk“ für die übrige Arbeit zu aktivieren.

Was tun wir?

Zentrale Elemente und Maßnahmen der Stadtkirchenarbeit in der Johanneskirche

- Sie entwickelt Kirche als Begegnungs- und Kommunikationsort weiter (Café/„offene Kirche“ mit verlässlichen Öffnungszeiten), ist Refugium für arm und reich, einsam und geschäftig, Hilfe suchend, Rat suchend oder nur neugierig.
- An diesem Ort wird Kirche in Ergänzung der Parochien („mixed economy“) entworfen und getestet: Es sollen Menschen erreicht und in Kirche angesiedelt werden, die von Parochialgemeinden nicht gebunden werden. („Landstraßen- und Zäune-Kirche“/Lk14:23)

- Die Arbeitsform der Parochie sind Gruppen und Kreise, die Arbeitsform der Citykirche ist das Projekt und die zeitlich begrenzte Veranstaltungsreihe.
- Sie ist Kirche *mit* Wiedereintrittsstelle und Kirche *als* Wiedereintrittsstelle.
- Sie pflegt kirchliche Musikkultur mit hohem Niveau (Orgel, Orchester, Chöre, musica nea) in Gottesdienst und Konzerten.
- Die evangelische Stadtkirche experimentiert nicht nur mit neuen Gottesdienstformaten, sondern kultiviert bewusst den traditionellen Messtypus als Gottesdienst zum Wiederkommen und als Stadtereignis. Sie arbeitet an diesem Punkt eng mit der Innenstadtparochie zusammen.
- An der Stadtkirche wird Personalentwicklung für neue Arbeitsfelder der Kirche ausgelotet. „Spezialteams“ arbeiten mit erhöhter Eigenverantwortung und entwickeln ihr Aufgabenfeld selbständig und messen sich am Erfolg ihrer gesteckten Ziele (Evaluation).
- Die evangelische Kirche der Innenstadt ist Ort der Präsenzseelsorge (PfarrerIn erreichbar ohne Termin), die ganzjährig werktags/halbtags angeboten und vorgehalten ist. An einem Ort der Stadt soll „pastoraler Pfortendienst“ in der evangelischen Kirche anzutreffen sein.
- Die Citykirche ist nicht Mehrzweckgebäude, sondern der Sakralraum der Kirche ist wesentlich für Cityarbeit. Der Gottesdienst-, Konzert- und Ausstellungsraum ist neu gestaltet und verbindet traditionelle Kirchenarchitektur mit modernen Formen.

Wie ist die Stadtkirche im Leitungssystem des Kirchenkreises eingebunden?

Die Stadtkirchenarbeit ist als Einrichtung des Kirchenkreises aus dem Kirchenkreis-Budget finanziert. Sie ist in ihrer Programmplanung und „performance“ beraten, beobachtet und begleitet von einem Citykirchenbeirat. Sie untersteht dem synodalen Fachausschuss Verkündigung, der Budgethoheit besitzt und die konzeptionelle Aufsicht führt.

Vier Fehler können Citykirchenarbeit paralisieren:

- Citykirchenprojekte können zu klein aufgelegt werden. Als bloße Programm-Appendices von zentral gelegenen Gemeindekirchen (Bilderausstellungen mit Musik, Kaffeeauschank an zwei Stunden/zwei Wochentagen) ist missionarische Zielgruppenarbeit nicht erfolgreich.
- Citykirchenarbeit gerät naturgemäß in einen Interessenskonflikt zu den spezifischen Verantwortungen der Parochie (Gruppen vs Projekte; beheimaten vs passieren lassen; beteiligen vs beiwohnen; Glaube vs Neugier; Vertrautheit vs Fremdheit; Binnensprache vs Sprache der Stadt usw.). Ein Gemeindepresbyterium überfordert sich, diesen Spagat wahrzunehmen und zu bewältigen – zwischen Kerngemeindepflege und missionarischer Initiative, die Menschen erreichen und binden will, die sich nicht mit parochialen Methoden ansprechen ließen.
- Citykirchenarbeit kann an Kurzatmigkeit verkümmern. Events sind wichtig, um Aufmerksamkeit zu wecken. Ein reines Eventprogramm aus einer raschen Kette von Spektakeln ist ohne Nachhaltigkeit. Es muss frühzeitig gefragt werden, in was Neugier und Kircheninteresse mündet und was die Substanz der Botschaften sein soll.
- Citykirchenarbeit kann im Zuviel ertrinken. Gerade wenn (zur eigenen Überraschung) Programmreihen ins Laufen kommen und eine Citykirche als Treffpunkt und Veranstaltungsort entdeckt wird, kann eine erschöpfende Fülle von Veranstaltungen zustande kommen, die dem einzelnen Element den Atem, die herausragende Qualität und die geistliche Seriosität rauben.

www.johanneskirche.org

2.3 Praxisbeispiel 3: Missionarisch-diakonisch – Neue Zugänge zum Glauben

Herbert Großarth

Seit jeher war die Evangelische Apostelkirchengemeinde (genannt: APO) – mit jetzt knapp 2000 Gemeindegliedern die kleinste Gemeinde im Kirchenkreis Oberhausen – eine missionarische Gemeinde und hatte viele Jahre ihren Schwerpunkt in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Und seit jeher haben wir versucht, den Menschen der APO die Gute Nachricht so nahe zu bringen, dass sie die Relevanz des christlichen Glaubens für ihre jeweilige Situation erkennen und erleben konnten.

In einer Phase, als wir intensiv über die Zukunft der APO nachdachten, nahmen wir 1998 mit etwa 50 Mitarbeitenden am Willow-Creek-Kongress in Oberhausen teil, durch den wir dann wesentliche Impulse für unseren Reflexionsprozess bekamen.

Unter anderem wurde uns klar:

- Wir brauchen ein *Leitbild*, in dem wir festhalten, wofür die APO theologisch und inhaltlich steht.
- Wir müssen die vorhandenen *Strukturen* auf ihre *Effektivität und Transparenz* hin überprüfen und gegebenenfalls verändern.
- Wir brauchen als Gemeinde in unserem Gemeindeaufbaukonzept einen *Paradigmenwechsel* – nicht nur die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist wichtig, sondern auch Angebote für Erwachsene. Und dabei wollen wir den Gottesdienst als missionarische Möglichkeit entdecken.

„Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und dass sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“, heißt es im ersten Timotheusbrief (2,4). Darin bestehen die beiden Hauptakzente unseres Einsatzes in der APO, unser Profil: Glaubenshilfe und Lebenshilfe. Deswegen reden wir auch vom „missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbaukonzept“. Was wir tun, darf weder bei der Glaubenshilfe stehen bleiben, noch darf es sich ausschließlich auf die Lebenshilfe erstrecken. Die Menschen brauchen beides. Deswegen steht in unserem Leitbild: „Für uns sind Glaubenshilfe und Lebenshilfe untrennbar.“

Der Bereich Glaubenshilfe

Darunter verstehen wir, dass wir Menschen Hilfestellung geben wollen, Zugang zur Dimension des Glaubens zu finden. Wir stellen fest – und das ist ja nichts Außergewöhnliches, dass viele, selbst solche, die offiziell noch zur Kirche gehören, keinen inneren Bezug zu dem haben, was Kirche ausmacht, sich oftmals sogar als „Atheisten“ bezeichnen. Sie erleben Gottesdienste und andere Angebote der Kirche vielfach als „nicht relevant“ für ihre Lebenswirklichkeit. Andererseits stellten wir aber auch fest, dass sich „Außenstehende“ sehr wohl darauf ansprechen lassen, bei bestimmten Projekten (z.B. in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen oder alten Menschen oder bei sozialen Aktionen) mitzumachen.

Da bekamen wir durch den Willow Creek-Kongress einen wichtigen Impuls: Wir entwickelten „*Gästegottesdienste*“ – genannt „*Spotlights*“ – die zu einem bestimmten Thema kreativ *viermal im Jahr* gestaltet werden. Eine spritzige, witzige Moderation, professionelle Power-Point Präsentationen, Ausdruckstänze und Pantomime, eine gute Band sowie eine Predigt, die versucht, biblische Aussagen in die Lebenswirklichkeit der Menschen zwischen 25 und 50 zu übersetzen. Und wir machten die Erfahrung, dass sich viele Menschen, auch solche, die nicht im Bereich der Gemeinde wohnen, zu solchen Gottesdiensten einladen ließen.

Weiterführend gibt es *einmal im Jahr* einen *Glaubenskurs* – „Lichtspur“ genannt –, der wöchentlich an acht Abenden und an einem Wochenende in einem Freizeithaus mit ansprechendem Ambiente Informationen über Inhalte des christlichen Glaubens gibt und viel Raum zur Diskussion lässt. Die Abende beginnen mit einem festlichen Abendessen an hübsch dekorierten Tischen. Danach gibt es ein thematisches Referat, das in Kleingruppen diskutiert wird.

In jedem Jahr ist es so: Im Laufe des Glaubenskurses öffnen sich die Teilnehmenden mehr und mehr und bringen ihre kirchliche und religiöse Sozialisation zur Sprache. Es ist manches Mal erschreckend und ernüchternd, was Menschen in Gemeinden oder in religiös geprägten Elternhäusern erlebt haben. Und es ist wohlthuend, dazu beitragen zu können, dass tief sitzende Vorurteile im Laufe der Zeit abgebaut werden können. Am Ende des Glaubenskurses haben die Teilnehmenden in einem kreativen Gottesdienst die Möglichkeit, für sich ausloten zu können, welche Rolle der Glaube in Zukunft in ihrem Leben spielen soll. *Danach* bieten wir *Hauskreise* an: Entweder wird ein neuer gegründet oder man kann sich bereits bestehenden anschließen.

Auf diese Weise haben wir in den letzten Jahren mehr als 150 Menschen gewinnen können, die vorher kritisch-distanziert oder gar ablehnend abseits standen.

Wer so neuen Zugang zur Dimension des Glaubens und zum Anliegen der Kirche gefunden hat, sucht Anschluss an die APO – egal, wo er bzw. sie wohnt. Das schlägt sich übrigens im Gottesdienstbesuch, in Kircheneintritten, in den Anträgen auf Gemeindegliederung in besonderen Fällen und natürlich im Kollekten- und Spendenaufkommen nieder.

So definieren wir uns inzwischen als Wohn- und Wahlgemeinde: Wohngemeinde – das ist die Parochie am Standort Tackenberg; Wahlgemeinde – das sind die Menschen, die von woanders zu uns kommen und zu einem großen Teil dazu beitragen, dass die nötigen finanziellen Mittel aufgebracht werden, die nötig sind, um die Pfarrstelle zu 100% und die Selbständigkeit der APO zu erhalten, wofür wir in den letzten Jahren gekämpft haben.

Wir erleben es seit Jahren: Viele, die an dem Glaubenskurs „Lichtspur“ teilgenommen haben, wollen dabei bleiben und bieten ihre Mitarbeit an. Für sie gibt es ein weiteres Angebot: Alle zwei Jahre organisieren wir ein Seminar, durch das die Teilnehmenden mehr und mehr erfahren können, wo ihre Gaben, Neigungen und Möglichkeiten liegen. Wenn sie wollen, können sie diese Gaben, Neigungen und Möglichkeiten in die Gemeinde einbringen. Eine Mitarbeit im Einklang mit den eigenen Gaben, Neigungen und Möglichkeiten ist für alle Beteiligten effektiver und erfüllender als Menschen irgendeine Aufgabe zu geben, weil zurzeit da irgendetwas brach liegt. Aufgrund der vorhandenen Gaben und Neigungen konnten (mussten) wir auch neue Tätigkeitsfelder einrichten, damit diese Menschen mit ihren Gaben und Neigungen zum Zuge kommen können. Das hat das Erscheinungsbild der Gemeinde in den vergangenen zehn Jahren entscheidend verändert: Es ist bunter und vielfältiger geworden.

Der Bereich Lebenshilfe

Die APO liegt auf dem „Tackenberg“ im Oberhausener Norden und war ursprünglich vom Bergbau geprägt. Inzwischen gibt es im Gemeindebezirk *eine Reihe sozialer Brennpunkte*: Auf dem Tackenberg lebt der höchste Anteil an muslimischen Bürgerinnen und Bürgern in Oberhausen – die meisten mit türkischem Hintergrund, zunehmend mehr inzwischen auch Bürgerinnen und Bürger aus dem ehemaligen Jugoslawien. Seit vielen Jahren befindet sich ein Flüchtlingsheim und seit drei Jahren eine Moschee in unmittelbarer Nachbarschaft.

Gerade dieses soziale Umfeld ist eine große Herausforderung für unser diakonisches Engagement. Hier sehen wir unseren sozial-diakonischen Auftrag und hier investieren wir viel Geld, Zeit und Arbeitskraft: *in den Kindergruppen* (bewusst „Kinder-einer-Erde“ genannt), in denen mehr als die Hälfte der Kinder muslimisch sind – mit Zustimmung der Verantwortlichen der Moschee – und *in der Begleitung der Asylsuchenden* (durch das Angebot der Kleiderkammer und parallel laufender Beratung und Betreuung).

Die APO sorgt durch diesen wichtigen Zweig ihrer Arbeit im sozialen Umfeld des Stadtteils mit dafür, dass ein *friedliches und tolerantes Miteinander der unterschiedlichen Kulturen und Nationalitäten* möglich wird. Denn es gibt seit Jahren eine gute Kooperation mit der benachbarten Moschee, die sich in gegenseitigen Besuchen an Festtagen und in gemeinsamen Kinder- und Straßenfesten äußert.

Die *Arbeit der Kleiderkammer* fing ganz bescheiden an: Wir stellten fest, dass viele Kinder, die zu unseren Kindertreffs kamen, im Winter keine warme Kleidung trugen und oft hungrig waren. So haben wir in der Gemeinde nach Kleidungsstücken gefragt und einen Bäcker um Teilchen gebeten, die er auf dem Markt nicht verkauft hatte. Dann fragten die Kinder, ob wir nicht auch für ihre Eltern etwas anzuziehen hätten. So wurde diese Aktion ausgeweitet, allmählich entstand die Kleiderkammer. Weil auch viele Asylsuchende kamen, mussten wir uns überlegen, wie wir ihnen über die Kleidung hinaus helfen könnten. So entstand mit der Zeit eine intensive Arbeit mit Asylsuchenden.

Wir fingen mit der Kleiderkammer an – ohne großes Konzept, einfach nur, um Not zu lindern. Ich beschreibe das gerne so: Gott wirft uns Aufgaben vor die Füße und wartet darauf, dass wir reagieren. Inzwischen ist aus dieser Kleiderkammer-Arbeit ein eminent wichtiger Zweig unserer Gemeindegemeinschaft geworden und wird auch von der Kommunalpolitik wahr genommen.

Besonders in diesem Arbeitszweig erleben wir es, dass viele ihre Mitarbeit anbieten, die wir „Suchende“ nennen würden: „Menschen auf dem Weg“. Sie machen mit, weil sie sich mit den Zielen der Kleiderkammer identifizieren können.

Das ist ein zweiter Ansatz zur Gewinnung von Mitarbeitenden. *Belonging before believing* (Dazugehören, bevor man glaubt). Es entspricht unserem Leitbild: Wir geben den einzelnen Menschen Raum und teilen unsere Räume mit ihnen.

Ein Wort hat mich immer wieder provoziert und mich herausgefordert, alles zu tun, um es zu widerlegen, zumindest aber, auch andere Erfahrungen zu ermöglichen. Es ist ein Wort von Gerhard Ebeling: „Die Kirche ist die institutionalisierte Belanglosigkeit.“ Einfach und deutlich – und nur zu oft allzu wahr.

Ich meine aber: Wenn wir den Auftrag, „missionarisch Volkskirche (zu) sein“, ernst nehmen, können auch landeskirchliche Gemeinden mehr als Versorgungsgemeinden sein. Sie könnten Gemeinden sein, die Begegnungsräume schaffen, Gemeinden, die den Erfahrungshorizont öffnen, dass Glaube erlebbar und lebbar ist. Sie werden offene Gemeinden sein, in denen aber nicht alles offen bleibt, Gemeinden, in denen Jesus zur Sprache gebracht wird und in denen neue Lebensmodelle ausprobiert und eingeübt werden, Lebensmodelle, die sich am Modell Jesu orientieren. Solche Gemeinden werden mehr und mehr ein heilendes, ein heil machendes Milieu haben und so zur Heimat für viele jetzt noch abseits Stehende werden können.

www.apo-tackenberg.de

2.4 Praxisbeispiel 4: Spotlight – Lichtspur – Hauskreis

Iris Sandfort-Kohnz

Ich möchte mit einem Auszug aus einer christlichen Meditation beginnen:

*„Hier stehe ich.
Was ich gesehen, was ich gehört,
was ich erlebt, was ich erfahren durfte,
macht mich zu dem Menschen,
der ich heute bin - sein darf.
Hier stehe ich und bezeuge mit meinem Leben,
was an mir und in mir geschehen ist.
Hier stehe ich und jeder soll es sehen und hören,
was Gott in mir bewirkt und an mir getan hat.“*

Wenn ich davon erzähle, was ich auf meinem Weg zum Glauben erleben und erfahren durfte, muss ich bei meinem Mann beginnen, der im Jahre 2003 ein recht „wundersames“ Erlebnis hatte. Mein Mann Harald, Naturwissenschaftler und bis dahin Atheist, wurde am Ende eines geschäftlichen Gesprächs mit einem Südafrikaner von diesem gefragt, ob er an Gott glaube. Was er verneinte. Harald war zunächst etwas befremdet und verwundert, spürte aber doch eine gewisse Neugier in sich, was es mit dieser Frage auf sich haben könnte. Kobus, der Südafrikaner, spürte dies und lud ihn zu einem Anschlussgespräch im privaten Rahmen am Abend ein. Kobus erzählte meinem Mann im Laufe des Abends von Gott und seinen Erfahrungen im Glauben. Dieses Gespräch hat meinen Mann zutiefst berührt, dass ihn der Wunsch, mehr davon zu erfahren, nicht mehr los ließ.

Er machte sich also auf die Suche nach Antworten auf all seine Glaubensfragen – zwei Jahre lang, bis er dann 2005 auf ebenso wundersame Weise zur „Lichtspur“, dem Glaubenskurs der APO, kam. Der Vorschlag, daran teilzunehmen, wurde von den verschiedensten Seiten an ihn herangetragen, obwohl er die APO gar nicht kannte. Er fand das irgendwie verrückt und meldete sich an.

Was dort mit ihm – dem Atheisten – passierte, ist und bleibt ein Wunder für mich!!

Ich war dann selber so fasziniert von dem, was er mir von der Lichtspur erzählte und davon, wie er sich im Laufe der Zeit veränderte, dass ich mich auch auf diesen Weg machen wollte.

Während Haralds Lichtspur-Zeit lernte ich den „Spotlight-Gottesdienst“ der APO kennen, den Gottesdienst für kirchendistanzierte Menschen.

Es war so ganz anders dort als man normalerweise von Kirche erwartet: Menschen, die mich freundlich begrüßten, Sektempfang, Stuhlreihen – statt Bänke, eine tolle Deko. Ich fühlte mich einfach willkommen.

So wuchs mein Wunsch, an der nächsten Lichtspur teilzunehmen, und 2006 war ich schließlich dabei.

In diesem Glaubenskurs bekam ich Antworten auf meine Fragen.

Dort hörte ich, und es wurde mir deutlich bewusst: Jesus ist das Spiegelbild Gottes (wie wir es in der APO nennen). Das heißt: „Schau auf Jesus und Du siehst Gott.“ „Wer mich sieht, sieht den Vater“.

Jesus hatte also etwas mit MIR zu tun, er ist AUCH für MICH am Kreuz verstorben, ich bekomme Vergebung für meine Sünden und das aus Gnade jeden Tag aufs Neue ... und ich falle NIE mehr aus seiner Hand.

Dies alles hat mich zutiefst berührt. Ich wusste, ich wollte dran bleiben, nicht mehr ohne ihn leben und habe im Lichtspur-Abschlussgottesdienst Jesus mein Leben übergeben.

Eine zeitlang später las ich ein Zitat von John Finney, einem anglikanischen Bischof, der sagte: „Evangelisation ist ebenso ein sozialer Prozess wie eine geistliche Reise. Wir schließen ebenso Freundschaft mit Menschen wie mit Gott.“

Genau dies hatte ich in der Lichtspur erleben und erfahren dürfen. Der gesamte Rahmen war geprägt von herzlichen Menschen, die sich für uns Suchende interessierten, von Kochteams, die für über 30 Personen tolle Menüs zubereiteten, von Dekoteams, von Menschen, die neben Herbert Großarth Referate hielten und Gesprächsgruppen leiteten. Man spürte, dass diese Menschen die Liebe Gottes empfangen hatten und es ihnen ein besonderer Wunsch war, diese weiterzugeben – sie hatten das Licht der Welt schon finden dürfen.

Nach der Lichtspur gab es ein Hauskreis-Angebot für alle, die am Glauben dran bleiben wollten. Ich schloss mich dem Hauskreis an, in dem mein Mann schon seit einem Jahr war, so dass wir von dort an gemeinsam die Gemeinschaft mit Christen in einem Hauskreis leben, gemeinsam im Glauben weiter wachsen und uns über das Erlebte und Gelesene austauschen konnten.

Das was wir in unserer APO-Gemeinde erlebten, weckte den Wunsch in uns, nun auch selber mehr und mehr aktiv zu werden. Wir wollten Gott unsere Gaben zur Verfügung stellen und übernahmen mit der Zeit mancherlei Dienste in der APO.

Wir spürten, dass uns besonders die Menschen am Herzen liegen, die – wie wir zuvor – auf der Suche sind. Wir wollten ihnen helfen, den Weg zu finden, der unser Leben verändert hatte.

Wir haben dies Herbert Großarth mitgeteilt, und bekamen so die Möglichkeit, zu Beginn dieses Jahres die Teilnehmer der „Lichtspur 2009“ zu begleiten und innerhalb dieses Glaubenskurses eine Gesprächsgruppe mitzuleiten.

Den aus dieser Lichtspur entstandenen Hauskreis leiten wir nun seit Mai diesen Jahres und haben erste Erfahrungen in der Hauskreisleitung sammeln können. Es ist ein Kreis von wunderbaren Menschen, mit denen wir uns auf den Weg machen, Gott besser kennen zu lernen und sich von Jesus berühren zu lassen.

Wir sind Gott unendlich dankbar, dass er sich von uns hat finden lassen und sind gespannt darauf, was er in unserem Leben noch mit uns vorhat.

2.5 Praxisbeispiel 5: Neue Gemeindeformen – Chancen in Regionalisierungsprozessen

Dieter Pohl

„Menschen binden sich nicht nur an Ortsgemeinden – viele suchen Netzwerke, Profil- oder Personalgemeinden. Die evangelische Kirche im Rheinland sucht nach einem ebenso zukunftsfähigen wie solidarischen Miteinander der Ausgestaltungen der einen Gemeinde Jesu“ – so heißt es in der Ausschreibung dieses Hearings.

Mein Beitrag zu diesem Suchprozess ist ein innerkirchlicher. Er erwächst aus verschiedenen Regionalisierungsprozessen in rheinischen Kirchenkreisen, die wir von Seiten der Gemeindeberatung/Organisationsentwicklung (GO) begleitet, d.h. beraterisch strukturiert und moderiert haben.

Aus den unterschiedlichen Beratungsprozessen, deren Verlauf ich hier im Einzelnen nicht darstellen kann, habe ich sechs Gesichtspunkte für die heutige Fragestellung erhoben.

1. Regionalisierung bedeutet: benachbarte Kirchengemeinden gehen ein Arbeitsbündnis ein, in dem alle in Artikel 1 KO genannten Aufgaben gemeinsam übernommen werden, in dem aber nicht mehr eine Kirchengemeinde alles macht.

In allen Regionalisierungsprozessen, die ich kenne, hat sich die *Organisation der primären gemeindlichen Handlungsfelder* ausdifferenziert, in der Regel nach folgendem Muster:

- *Seelsorge und Kasualien*, insbesondere Bestattungen, werden auf lokaler Ebene – soweit es geht unmittelbar vor Ort – angeboten. Ebenso Angebote für Senioren und zumeist auch für Kinder.
- *Gottesdienste* werden zumeist lokal – oft im Rotationssystem – bei besonderen Anlässen und Gedenktagen aber auch zentral in der Region angeboten.
- *Bildungsangebote und kirchenmusikalische Veranstaltungen* werden eher regional organisiert. Hierfür finden sich schnell besonders geeignete Orte. Ähnliche Tendenzen gibt es in der Konfirmanden- und Jugendarbeit.
- *Diakonische Handlungsfelder und Einrichtungen* hatten schon seit dem Professionalisierungs-Schub einen regionalen oder kreiskirchlichen Einzugsbereich.
- Auch der Verantwortungsbereich der *Querschnittsdienste* wie z.B. Verwaltung und Öffentlichkeitsarbeit ist meist schon regional abgesteckt. Nur die Leitung agiert oft noch lokal.

Ekklesiologisch steht einer solchen differenzierten Ausgestaltung nichts im Wege. In dieser Organisation der gemeindlichen Handlungsfelder kann sich jederzeit die „Versammlung der Gläubigen“ (CA 7) und die „Gemeinde von Schwestern und Brüdern, in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt“ (Barmen III) ereignen. Sie ist nicht an eine lokale Organisationsform oder einen Kirchturm, die oder der alle Handlungsfelder umfasst, gebunden.

Setzt eine Kirchengemeinde in Absprache mit den Nachbargemeinden besondere Arbeitsschwerpunkte, wird sie schnell erkennbar. Es bildet sich eine *Profilgemeinde* heraus.

Schwieriger wird es, wenn sich ein besonderes theologisches oder frömmigkeitsbezogenes Profil entwickelt hat. Warum dies schwieriger ist, müsste genauer erkundet oder erforscht werden. Meiner Meinung nach, müsste auch die Entwicklung eines theologischen oder frommen Profils mit der Nachbarschaft kommuniziert werden können.

2. Die Ausdifferenzierung der Organisation der gemeindlichen Handlungsfelder verändert das *Verhalten der Gemeindeglieder*. Sie bekommen größere Freiheit zur Auswahl von Angeboten und nehmen diese auch wahr. Die soziologische Beobachterin solcher Regionalisierungsprozesse Ingrid Lukatis fragt vorsichtig: „Wächst so die Anziehungskraft einzelner Veranstaltungen?“¹ Uta Pohl-Patalong konstatiert: „Ein wesentliches kirchensoziologisches Argument für Regionalisierung ist die Vermehrung der Anknüpfungspunkte für die Kirchenmitglieder gegenüber dem geringen Spektrum der Ortsgemeinde“² Je unterschiedlicher die Lebensstil-Milieus in unserer Gesellschaft werden, um so differenziertere Anknüpfungspunkte brauchen wir für sie.

¹Ingrid Lukatis:
Regionalisierung in pastoral-
soziologischer Perspektive.
In: Pastoraltheologie 92/2003,
Seite 17

²Uta Pohl-Patalong:
Regionalisierung – das Modell
der Zukunft?
In: Pastoraltheologie 92/2003,
Seite 67

3. Mit dem Verhalten der Kirchenmitglieder verändern sich auch die Interaktionsmuster zwischen den wählenden Gemeindegliedern und den anbietenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Letztere sind gehalten auf die Qualität ihrer Angebote zu achten, damit diese gewählt werden. Das besitzanzeigende Fürwort „mein“ Pfarrer oder „mein“ Gemeindeglied verliert an Bedeutung. Die beruflichen Erfolgsmuster variieren. Die Hauptberuflichen können nicht mehr „Mädchen oder Jungen für alles“ sein. Sie sind genötigt, sich zu spezialisieren. Sie kommen damit den beruflichen Anforderungen des funktionalen Dienstes näher. Die Regionalisierung fördert die *Differenzierung im Berufsbild*.

4. So veränderte Interaktionsmuster, Kommunikationsformen und Arbeitsbeziehungen bieten die Chance, dass die Mitarbeitenden in unterschiedlichen Gemeindeformen sich nicht mehr gegenseitig misstrauisch beäugen, sondern in Kooperation kommen. In einer Region, die Kirche aus ihren Ressourcen heraus neu gestalten will, gehört es zum Reichtum, dass *verschiedene Gottesdienst- und Lebensformen* nebeneinander bestehen und einander befruchten. So könnten z.B. Ortskirchengemeinden, Citykirchengemeinden und Hochschulgemeinden eine Menge voneinander haben. Möglich ist dies, weil sich die Verhaltens- und Arbeitsmuster der Beteiligten einander annähern.

5. Ich bleibe bei den Beispielen: Citykirchengemeinden und Hochschulgemeinden sind dann *Kirchengemeinden mit Aufgabenschwerpunkt*. Die Aufgaben nach Artikel 1 KO, die sie nicht oder weniger wahrnehmen, werden von den Nachbargemeinden wahrgenommen. Die Bezeichnung Personalkirchengemeinden halte ich für irreführend. Sie benötigen eine *eigene Leitungsstruktur*, um die Entscheidungen zu ihren Aufgabenschwerpunkten möglichst kenntnisreich und sachdienlich treffen zu können. Darüber hinaus bleiben sie in die regionale Zusammenarbeit der Kirchengemeinden und dem Kirchenkreis eingebunden.

6. Ziel bleibt ein *kooperatives Bewusstsein*: Wir, die Pfarrerinnen und Pfarrer, die Erzieherinnen und Sozialpädagogen, die Kirchenmusikerinnen und Küster, die Diakone und Religionslehrerinnen, die Haupt- und Ehrenamtlichen gestalten Kirche in der Region und zwar in unterschiedlicher Gestalt.

Welche Regelungen haben wir schon?

Welche Regelungen brauchen wir noch?

1. Die Regionalisierungsprozesse, die ich erwähnte, wurden oder werden durch *Kooperationsverträge* abgeschlossen. Kooperationsverträge sind die einfachste Form, die Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Kirchengemeinden zu regeln.
2. Die diesjährige Landessynode verabschiedete das *Gesamtgemeindegesetz*. Es bietet viel Handlungsspielraum. Es lockt die Gemeinden, die möglichst viel Selbstständigkeit vor Ort behalten wollen (Haushalt, Personalverantwortung, Gebäudeverwaltung, Siegelrecht) zur Zusammenarbeit unter dem Vorzeichen einer Gemeinde. Ob sich aufgrund dieses Gesetzes eine handlungsfähige Gesamtgemeinde, in der zentrale und dezentrale Koordinationsformen gut austariert sind, entwickelt, hängt von der Satzung ab, die die Verantwortungs- und Entscheidungsspielregeln klar und situationsangemessen beschreibt. Hier sind auf jeden Fall Chancen für die unterschiedliche Gestaltung von Gemeindebereichen gegeben.
3. Wenn wir einen Schritt weitergehen wollen, plädiere ich für ein Gesetz zur Bildung von *Kirchengemeinden mit Aufgabenschwerpunkten*. Die regionale Verantwortung der Kirchengemeinden ist in Artikel 8 KO schon erfasst. Den Ausdruck „Personalgemeinden“ in Artikel 12 KO halte ich für problematisch. Er kennzeichnet eine person- oder personalorientierte Unterscheidung von den Ortskirchengemeinden. Ich denke, die Unterscheidung nach Aufgabenschwerpunkte ist weniger missverständlich.

www.ekir.de/go

2.6 Praxisbeispiel 6: Missionarisch eine Gemeinde führen – Niederländische Erfahrungen

Dick Looijen

In meinem ersten Beispiel geht es um eine Gemeindepflanzung als eine neue Form der Gemeinde neben zwei Ortsgemeinden in einem Neubaugebiet in der Nähe von Den Haag.

Das Neubaugebiet hat 40.000 neue Bewohner. Architektonisch ist es ein Ausdruck von Individualismus. Jedes Haus ist eine Insel: My home is my castle. Es gibt keinen gesellschaftlichen Zusammenhang. Wo kommen Menschen zusammen? Nur bei Sport und Fitness und in der Schule. Dann und wann gibt es ein Fest in der Straße. Aber sonst wird nie etwas gefeiert: weder Weihnachten, noch Ostern. Es gibt da auch keine Kirchen oder Kleingruppen.

Das Gebiet gehört zu zwei Ortsgemeinden. Die haben gefragt: "Kann die Vereniging voor zending in Nederland (IZB), als Amt der Landeskirche, uns helfen? Wir möchten gerne die Menschen in unserer Kirche zusammen bringen..." Aber dafür sollen die Leute in eine Gegend fahren, in der sie nicht leben und die sie nicht kennen. In dem alten Dorf steht die alte Kirche, aber es gibt niemand, der sich in dem Neubaugebiet dafür interessiert.

Wir haben gesagt: Man soll da sein, wo die Leute sind. Lasst uns anfangen mit einer Forschung über ihre Bedürfnisse. Das Neubaugebiet soll exploriert werden mit der Frage: Welches Interesse gibt es bei diesen Menschen? Wo gibt es einen Mangel für Jugendliche und ältere Leute? Das dauerte etwa sechs Monate, und das Ergebnis war, dass es viele Möglichkeiten für neue Verbindungen gibt, was wir *Connectivity* genannt haben. Die Gesellschaft lebt wie ein grosses Internet. Wir können Brücken schlagen zwischen den unterschiedlichen Inseln!

Über den Erfolg dieser Untersuchung haben wir mit Vorstand und Mitgliedern der zwei Ortsgemeinden gesprochen. Und wir haben gesagt: Sucht zehn Gemeindeglieder, die als missionarisches Team ausgesandt werden wollen für diese neue Arbeit. Am Ende gab es nur sechs aus der eigenen Kirche, aber auch vier aus der Freikirche und den Baptisten.

Und dadurch entstand ein Prozess, in dem die alten, etwas schlafenden Ortsgemeinden allmählich wach wurden. Sie akzeptierten, dass wir ein Projekt durchführten. Die Landeskirche bezahlte einen missionarischen Mitarbeiter, der vom IZB begleitet wurde. Die Gemeinde übernahm alle Sachkosten der örtlichen Arbeit.

Die nächste Frage war: Welcher Mitarbeiter ist die richtige Person? Und wenn er in ein Assessment gehen sollte, welche Fragen haben wir dann? Das war ganz neu für uns. Wir haben aus einem Handbuch der Redeemer Church, New York, gelernt, wie man gute Mitarbeiter für einen Prozess der Gemeindepflanzung auswählt.

Der wichtigste Ausgangspunkt für uns ist, dass wir in unserer Arbeit immer die örtliche Gemeinde sehen als Trägerin für die Verbreitung des Evangeliums. Und dass man mit der Gemeinde zusammen arbeiten soll. Und selbst wenn die Gemeinde nicht fähig ist für eine neue Form der Missionsarbeit, dann ist es wichtig, dass sie zustimmt, dass etwas Neues angefangen wird. Und wenn sie keine Zustimmung geben kann, dann geht es leider an ihr vorbei – und es kommen allerhand freie Gruppen, die die Arbeit anfangen und an der Kirche ebenfalls vorbei gehen. Wir glauben: Das ist schade. Wir müssen uns darum bemühen, dass die Gemeinde und die Gemeindeleitung sehen, dass es neue Chancen und gute Beispiele gibt, dass viel mehr möglich ist als man je gedacht hat.

In Den Haag haben wir einen jungen, sehr begabten Evangelisten eingestellt. Und er arbeitet da sehr erfolgreich. Innerhalb eines Jahres kamen mehr als 120 junge und alte Menschen zum Osterfest zusammen. Und heute, nach zwei Jahren, ist das Gebäude zu klein, um allen Initiativen mit freiwilligen Mitarbeitern aus dem Neubaugebiet und aus den alten Ortsgemeinden Raum zu geben.

Dieses Projekt wurde gestartet für drei Jahre, es kann dann aber nicht beendet werden. Es gibt noch keine Gemeinschaft, die in der Lage ist selbstständig zu funktionieren. Wir erwarten, dass es etwa acht oder zehn Jahre dauert, bevor es wirklich eine neue Gemeinde gibt, als Ausdruck einer neuen Form unter dem breiten Dach der Landeskirche.

Im zweiten Beispiel geht es um die Erneuerung einer Ortsgemeinde.

Hier gab es einen Pfarrer und eine Gemeindeleitung, die uns fragten: Gebt uns einen missionarischen Mitarbeiter für zwei oder drei Tage in der Woche, der uns hilft, neue Formen zu finden, um neue Kontakte mit Leuten zu knüpfen, die nicht mehr mit der Kirche verbunden sind. Wir haben einen Theologie-Studenten gefunden, der für drei Jahre gearbeitet und einen Prozess entwickelt hat, wodurch die Gemeinde in fast allen Arbeitsformen mit etwas Missionarischem zu tun hat.

Man kann fragen: Ist das nicht Aufgabe des Pfarrers? Ja, aber er hat zu viel zu tun. Durch die Zusammenarbeit mit einem jungen Theologen wurden sie ein Team, das freiwillige und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter der Gemeinde begeisterte.

Es ist aber schwer, die Kultur oder Atmosphäre einer Dorfgemeinde zu ändern. Es kommt dann darauf an, dem Prinzip von Leiten und Führen durch die theologisch gebildeten Pfarrerinnen und Pfarrer einen neuen Inhalt zu geben. Missionarische Gemeindeleitung kommt in der Ausbildung und Berufung der Pfarrerinnen und Pfarrer leider noch nicht ausreichend vor.

Dieses Projekt ist leider gescheitert, weil der Pfarrer in eine andere Gemeinde berufen und der junge Theologe allein kaum akzeptiert wurde vom Gemeindevorstand, weil es keinen Pfarrer mehr gab. Also: Unsere pfarrerorientierte Gemeindeauffassung soll sich ändern, damit das Amt aller Gläubigen – wie Bucer und die Reformation uns gelehrt haben – wieder der Schlüssel wird für die Verbreitung des Evangeliums. So wie es auch im ersten Jahrhundert der neutestamentlichen Kirche war. Das bedeutet: Neu anfangen mit einer alten Form. Der Christ als Träger der Botschaft. Dafür haben wir in kurzer Zeit noch einen langen Weg zu gehen.

www.izb.nl

3. Zu neuen Strukturen finden

3.1 Was bindet, was hilft, was verändert sich? Die Ergebnisse der Arbeitsgruppen *Zusammengefasst von Tobias von Boehn*

Die Diskussion fand in fünf Arbeitsgruppen statt, an denen jeweils eine Vertreterin bzw. ein Vertreter eines Praxisprojekts teilnahm. Die Ergebnisse wurden in Form einer Ideensammlung festgehalten und nach dem Hearing zusammengefasst.¹

Die Arbeitsgruppen haben sehr bewusst den Fokus auf die Gemeinden mit besonderen Aufgaben gelegt. Dennoch enthalten die Ergebnisse auch Impulse für die Arbeit in der Pfarodie und schärfen den Blick für die Lebenswelt der Menschen, die wir zur Zeit in unserem parochialen System nicht erreichen.

Folgende Ergebnisse wurden deutlich:

Gemeinsam sind alle Gemeinden Kirche in vielerlei Gestalt. Der Auftrag Jesu Christi, das ganze Evangelium an alles Volk auszurichten, verbindet alle, die sich beruflich und ehrenamtlich in unterschiedlichen Gemeindeformen einsetzen. So bereichern die Gemeinden mit besonderem Auftrag die Kirche in vielerlei Gestalt, sie sind keine Konkurrenz der parochialen Gemeindeformen.

Die Gedankenimpulse dieser Zusammenfassung sollen vor allem dazu dienen, Einblicke in die Motivation und die Chancen von Gemeinden mit besonderem Auftrag zu gewähren, Ängste abzubauen und sich neu gegenseitig zu inspirieren.

Die Fragen für die Arbeitsgruppen

I Grundfragen

- **Kontakt:** Wie finden wir Kontakt zu Lebensstiltypen, die nur wenig oder gar nicht mit unserer Kirche verbunden sind?
- **Hindernisse:** Was hindert diese Menschen, dazu zu gehören?
- **Beheimatung:** Was hilft, sie zu erreichen?
- **Herausforderung:** Wie verändert diese Suchbewegung uns und unsere Kirche?

II Ideenwerkstatt

- Was hilft, die Hindernisse zu überwinden?
- Wie können wir Gemeinden formen, die Heimat bieten?
- Welche Regelungen brauchen wir? Was müsste in einem Ausführungsgesetz zu Artikel 12 Absatz 2 KO berücksichtigt werden?
- Wie könnten „Proberäume“ aussehen, und welche Rahmenbedingungen benötigen sie?

¹Durch die parallele Struktur der Arbeitsgruppen ist eine Dopplung des einen oder anderen Gedankens nicht zu vermeiden – da jedoch jede Gruppe eine eigene Perspektive hat, wurden in die Ergebnisdarstellung auch ähnliche Sichtweisen aufgenommen.

I Grundfragen

Hindernisse: Was hindert Menschen, zu einer konkreten Gemeinde zu gehören?

Anknüpfungshindernis: Zu Menschen, die Kirche nicht als Dienstleistung bei Amtshandlungen oder aus einer konkreten Notsituation in Anspruch nehmen, gibt es wenig Anknüpfungspunkte. Sie können nur schwer angesprochen werden.

Beziehungshindernis: Wir leben in bestimmten Milieus und bekommen zu anderen Milieus wenig Zugang. Beziehungen spielen jedoch für die Kontaktaufnahme zur Kirche eine wesentliche Rolle.

Gestaltungshindernis (Milieufalle): Diejenigen, die Entscheidungen treffen, repräsentieren andere Milieus als die, die wir nicht erreichen. Wir versuchen also, Strukturen für Menschen zu schaffen, deren Milieus uns fremd sind.

Erfahrungshindernis: Geselligkeit spielt in unserer Gesellschaft eine große Rolle, wird aber für viele in den Gemeinden zu wenig erlebbar. (vgl. Milieustudien)

Angebotshindernis: Unsere Angebote erreichen nur Menschen aus bestimmten Milieus. Mobile Menschen z.B. sind durch „Orts-Angebote“ nicht zu beheimaten.

Denkhindernis: Ein Hindernis ist unser kirchliches Integrationsdenken. Wir gehen davon aus, dass die Menschen kommen und sich an unsere Milieus anpassen. Aber die Menschen suchen heute sehr bewusst Angebote aus, die ihnen entsprechen.

Beheimatung: Was hilft, Menschen zu erreichen?

Eine Theologie des Strukturwandels und der Veränderung entwickeln: Strukturwandel ist nicht nur als ein operationalisiertes Geschäft zu begreifen, sondern es gilt, auch danach zu fragen „Warum machen wir so etwas?“ und „Wie verorten und begründen wir es theologisch?“

Von den Menschen her denken: Folgende Fragen gilt es hierbei zu bedenken:

- Wo gibt es „blinde Flecken“ im Kirchenkreis? Das heißt: Welche Menschen erreichen wir nicht?
- Wie können wir Formen und Angebote entwickeln, die den Menschen entsprechen, die wir erreichen wollen?

Umdenken: Die Menschen, die wir zurzeit nicht erreichen, erreichen wir nur, indem wir an die Orte gehen, wo sie anzutreffen sind.

Perspektivwechsel wagen: Aus der eigenen Binnensicht heraustreten und eine Rückmeldekultur durch Menschen von außen entwickeln.

Ehrliche Neugierde wecken: Wir leben in einer ausdifferenzierten Gesellschaft. Es gilt, die unterschiedlichen Kulturen der Menschen wahrzunehmen. „Ehrliche Neugierde“, im Sinne von „ehrlichem Interesse“, hat dabei das Wohl der Menschen im Blick und will sie nicht nur für etwas gewinnen.

Relevanz herstellen: Die Fragen und Nöte der Menschen ernst nehmen, indem wir auf die Lebensfragen antworten.

Neue Formen entwickeln: Es geht darum, Menschen unter dem Dach einer Gemeinde die Möglichkeit zu geben, in ihrer Kultur Glauben zu leben und zu gestalten. Sonst wird es uns nicht gelingen, Menschen Heimat zu geben, die anders denken oder in einem anderen Milieu oder in einer anderen Kultur leben.

Neue Orte finden: Den Menschen pastorale Räume außerhalb der traditionellen Orte öffnen (z.B. Kindertagesstätten).

Neue Orte zulassen: Es gibt Gemeindeglieder, die sich von dem, was wir tun, nicht angesprochen fühlen und jenseits von Kirche christliche Gemeinschaften realisieren. Es gilt, dies als Chance zu sehen und diesen Gemeindegliedern mit ihren Formen in unserer Kirche Raum zu geben.

Raum für Experimentierfelder schaffen: Gott liebt Experimente und wahrscheinlich auch Experimentierfelder. Folgende Aspekte gilt es hierbei zu bedenken:

- Es geht um den Mut, etwas auszuprobieren.
- Es geht dabei um Unterstützung durch das Landeskirchenamt.
- Es geht um alternative Finanzierungswege für solche Projekte.
- Es geht um das Einrichten von Foren auf Kirchenkreisebene, in denen man sich über Experimentierfelder austauscht.
- Es geht darum, eine Kultur der Neugierde und des Kopierens guter Beispiele zu schaffen.
- Es geht um eine neue Kultur der Konkurrenz im Sinne des lateinischen Wortes „concurrere“ – „wir laufen zusammen“ oder „wir gehen zusammen“.

Klar sagen, was wir glauben und wofür wir stehen.

Herausforderung: Wie verändert diese Suchbewegung uns und unsere Kirche?

Verändertes Gemeindeverständnis: Wer ist eigentlich Gemeinde? Dieser Frage wird man sich in Zukunft neu stellen müssen. Es geht dabei um die Frage: Wer ist eigentlich „wir“, und wer sind eigentlich „die“?

Verändertes Gemeindeentwicklungsverständnis: Es wird nicht mehr darum gehen, dass beruflich und ehrenamtlich Mitarbeitende für Andere etwas machen. Sondern es wird darum gehen, dass Gemeinde selber Gemeinde gestaltet und die Menschen, für die diese Gemeinde sein soll, in den Gestaltungsprozess integriert werden. Dass dabei die Qualität der Arbeit gewährleistet bleibt, wird eine der Herausforderungen sein, der sich diese Gemeinden stellen müssen.

Verschiedene Gemeindeformen bejahen: Grundsätzlich gilt es, das Bewusstsein zu stärken, dass wir unterschiedliche Gemeindeformen und Strukturen brauchen. Wir erreichen über unsere traditionellen parochialen Strukturen nur eine begrenzte Anzahl von Menschen.

Durch Begriffsklärung Vertrauen schaffen: Der Begriff Personalgemeinde ist problematisch und stark negativ vorbelastet. Ziel solcher Gemeinden ist es nicht, abzuwerben, sondern Menschen zu erreichen, die mit den bisherigen Formen nicht erreicht werden. Von daher ist der Begriff „Gemeinden mit besonderen Aufgaben“ hilfreicher.

Vertrauen wagen: Die Zuordnung und das Miteinander von parochialen Gemeinden und Gemeinden mit besonderen Aufgaben muss geklärt werden. Es geht darum, dass sich beide ergänzen. Die Gemeinden mit besonderen Aufgaben stellen die parochialen Gemeinden also nicht in Frage, sondern ergänzen sie nur. Beide sind ein wesentlicher Ausdruck von Kirche. Die Herausforderung besteht darin, im gegenseitigen Vertrauen statt im gegenseitigen Misstrauen miteinander umzugehen.

Als Gemeinschaft handeln: Spezialisierung und Profilierung wird nur dann gelingen, wenn sich im Grunde alle Gemeinden spezialisieren und profilieren. Gegenseitige Absprachen und gegenseitige Wertschätzung sind der Nährboden für ein gutes Miteinander und ermöglichen Gemeinden mit besonderen Aufgaben auch eine finanzielle Unterstützung durch den Kirchenkreis oder durch die Parochialgemeinden einer Region.

Durch kirchliche Anerkennung würdigen: Beide Formen gilt es in gleichem Maße in kirchlichen Verlautbarungen oder Gesetzestexten zu erwähnen.

Einen Außenblick entwickeln: Für Kirche als Ganzes und als parochiale Gemeinde geht es darum, sich immer wieder folgende Frage zu stellen: In wieweit gelingt es uns und inwieweit kann es uns noch besser gelingen, innerhalb der bestehenden Form, also der Parochie, einladend zu sein und gaben- und bedürfnisorientiert zu arbeiten? Innovation darf also nicht allein an die Gemeinden mit besonderen Aufgaben delegiert werden, sondern hat auch unbedingt ihren Platz in der Parochie.

II Ideenwerkstatt

Was hilft, die Hindernisse zu überwinden?

In die Lebenswelten hineingehen (z.B. in die Schule): Menschen sind am leichtesten ansprechbar, wenn wir ihnen in ihrer Lebenswelt begegnen, in der sie zu Hause sind.
Lebensgewohnheiten ernst nehmen: Es gilt zeitlich begrenzte Projekte anzubieten, denn Menschen legen sich heute ungern fest. Das gleiche gilt auch für die Einladung zur Mitarbeit. Auch hier geht es darum, zeitlich begrenzte Mitarbeit zu ermöglichen. Menschen investieren sich gerne, aber haben Angst vereinnahmt zu werden.

Wie können wir Gemeinden formen, die Heimat bieten?

Unterschiedliche Angebote bereitstellen: Wir brauchen Angebote für Menschen, die sich binden wollen und Angebote für Menschen, die nur losen Kontakt wünschen. Wir brauchen Angebote, die den verschiedenen Milieus der Menschen entsprechen.
Milieugrenzen ernst nehmen: Wir müssen wahrnehmen, dass Menschen vorwiegend nur Menschen aus ihrem eigenen Milieu gewinnen.
Beziehungen stärken: Die persönlichen Beziehungen spielen für den Zugang zur Gemeinde eine wesentliche Rolle. Gemeinde braucht darum ansprechbare Gesichter.
Experimentierräume schaffen: Kleine Einheiten als „Gemeinde auf Zeit“ brauchen besondere Unterstützung. Flexible Formen müssen ausprobiert werden und so die klassischen ergänzen.
Profile im Verbund entwickeln: Drei bis fünf Gemeinden sollten sich zusammenfinden und einander helfen, unterschiedliche Profile zu entwickeln. Es gilt, dabei der Angst entgegenzuwirken, dass eine einzelne Gemeinde etwas verliert, wenn sie sich auf wenige Arbeitsbereiche beschränkt.
Neue Leitungsstrukturen ausarbeiten: Strukturen für Initiativen und Gemeinden mit besonderen Aufgaben sollten entwickelt werden.

Welche Regelungen brauchen wir? Was müsste in einem Ausführungsgesetz zu Artikel 12 KO Absatz 2 berücksichtigt werden?

Bewusstsein schaffen: Es geht darum, in allen Regelungen als gesamtkirchliches Anliegen herauszustellen, dass wir Menschen erreichen wollen, die sonst nicht erreicht werden.
Rahmenbedingungen erstellen: Damit das Zusammenspiel zwischen Parochialgemeinden und Gemeinden mit besonderen Aufgaben gelingt, gilt es, konkrete Regelungen zu folgenden Fragen zu bedenken:

- Wie kann regionale intensive Zusammenarbeit gestaltet werden?
- Wie kann die Arbeit einer Gemeinde mit besonderem Arbeitsschwerpunkt in den Regionen ermöglicht werden?
- Wie kann ein Anreiz für das Zusammenspiel verschiedener Gemeindeformen innerhalb eines Kirchenkreises aussehen?
- Wie kann eine Spezialisierung im Verbund mit anderen Spezialisten aussehen?

Ausführungsgesetz zu Artikel 12 KO Absatz 2 formulieren: Zentrale Frage wird hier sein, wie eine Finanzierung von Gemeinden mit besonderen Aufgaben innerhalb des parochialen Systems gelingen kann?

Wie könnten „Proberäume“ aussehen, und welche Rahmenbedingungen benötigen sie?

Experimentierräume in der Parochialgemeinde schaffen: Unter dem Dach von Parochialgemeinden sollten bewusst neue Formen für besondere Zielgruppen entwickelt werden. Dabei sollten diesen Projekten auch die nötigen Ressourcen (Räume und Finanzen) zur Verfügung gestellt werden.

Regionale „Proberäume“ entdecken: Es gilt, die regionale Verantwortung wahrzunehmen und die Region als Gestaltungsraum zu nutzen.

Kirche als Solidargemeinschaft leben: Da Innovation, Profilbildung und besondere Aufgabenschwerpunkte auch dem Kirchenkreis bzw. der Landeskirche insgesamt zugute kommen muss gefragt werden:

- In welchen Bereichen muss die Solidargemeinschaft eines Kirchenkreises bzw. der Landeskirche für die teilweise erheblichen Kosten durch Innovation und Profilbildung einer Gemeinde mit einstehen?
- Zugespitzt: Darf eine Parochialgemeinde mit besonderem Aufgabenschwerpunkt geschlossen oder zwangsfusioniert werden, weil die Zahl der Gemeindeglieder in der Parochie zu gering ist bzw. sein wird? Oder anders: Unter welche Umständen sollten solche „Leuchtfeuer“ oder „Gemeinden mit besonderem Aufgabenschwerpunkt“ gesamtkirchlich unterstützt und gefördert werden, auch wenn die Zahl der in der Parochie lebenden Mitglieder eine bestimmte Grenze unterschreitet?

Einen fairen Finanzausgleich entwickeln: Eine Unterstützung von Gemeinden mit besonderen Aufgaben durch den Kirchenkreis muss über einen fairen Finanzausgleich geschehen: Wie könnte ein fairer Finanzausgleich aussehen? Zwei Alternativen:

- Kirchenkreise entscheiden sich für eine finanzielle Unterstützung von „Leuchtfeuern“ bzw. „Gemeinden mit besonderem Aufgabenschwerpunkt“.
- Ein Teil des Pro-Kopf-Betrags der Kirchensteuer der „zugefarrten“ Gemeindeglieder kommt dieser Gemeinde zugute (z.B. 50 Prozent).

Eigenfinanzierungen ernst nehmen: Sie eröffnen erhebliche Spielräume in der Profilbildung von Gemeinde. Daraus ergibt sich die Frage:

- Was darf Eigenfinanzierung einer Gemeinde bzw. eines Fördervereins leisten?

Durch Kirchenordnung unterstützen: Wie können kleinere Einheiten von Weggemeinschaften, Netzwerken, „Gemeinden auf Zeit“ (Gemeindebegriff klären!) durch die Kirchenordnung und entsprechende Gesetze unterstützt werden?

- Bietet der vorhandene gesetzliche Rahmen schon genügend Raum für Experimente und müsste dieser Raum nur ausgeschöpft werden?
- An welcher Stelle müssen Strukturen und an welcher Stelle Mentalitäten geändert werden?

3.2 Statement 1: Ekklesiologisch arbeiten und Ängste abbauen

Vizepräsidentin Petra Bosse-Huber

Ich habe heute Nachmittag viel gelernt und noch besser verstanden, warum der Begriff „Personalgemeinde“ so fragwürdig ist. Diese Fragwürdigkeit kam schon in den Impulsvorträgen am Anfang zum Ausdruck, und sie hat bei uns in der Kleingruppe auch eine Rolle gespielt. Ich glaube, dass ein Teil der Schwierigkeiten in der Diskussion an dieser Begrifflichkeit liegt. „Personalgemeinde“ war von der Genese her immer ein Hilfsbegriff im landessynodalen Prozess und diente vor allen Dingen der Abgrenzung gegenüber dem räumlich definierten Parochialbegriff.

Mit so einem Begriff verbinden sich aber auch andere Konnotationen, die außerhalb seines ursprünglichen Kontextes liegen. Hilfreich in diesem Zusammenhang fand ich es, von Menschen, die nicht in den synodalen Prozessen beteiligt gewesen waren, zu hören, mit welchen Assoziationen sie den Begriff verbinden.

Es mag sein, dass wir darüber nachdenken müssen, wie wir mit diesem Begriff, der jetzt in der Kirchenordnung steht, weiterhin umgehen. Er müsste in unseren nächsten Redaktionsgängen noch präziser gefasst werden, damit dann auch die Kirchenordnung im Bedarfsfall klarer formuliert werden kann.

Es könnte sein, dass wir uns, wie Herr Pohl gesagt hat, zum Beispiel auf den Begriff „Kirchengemeinden mit besonderen Aufträgen“ einigen. Es könnten aber auch andere Sachbeschreibungen gefunden werden, um den Begriff nicht mit Assoziationen zu befrachten, die überhaupt nicht erwünscht sind.

Hoch interessant fand ich bei den Berichten über die verschiedenen Gemeindetypen, die uns heute exemplarisch vorgestellt wurden, die große Spannweite.

Es gibt die Spezialgemeinden tatsächlich schon in höchst unterschiedlicher Form und in einer großen Vielfalt: von dem, was Uwe Vetter „handverlesen“ genannt hat und was in Teilen ja auch eine elitäre Kultur ist – eine elitäre Predigtkultur, eine elitäre Gottesdienstkultur – über das missionarisch-diakonische Konzept bis hin zu dezidiert partizipatorischen, niedrigschwelligen Angeboten.

Das Interessante dabei ist, dass auch diese Begriffe nicht wirklich treffsicher sind, weil auch „Hochkultur“ in ihrer elitären Definition niedrigschwellig sein kann für ein bestimmtes Milieu und weil „Partizipation“, die wir als Evangelische völlig verinnerlicht haben, auf einem sehr niedrigen Niveau dann wieder auch andere Menschen ausgrenzen kann, also überhaupt nicht mehr partizipatorisch ist. Es ist faszinierend, diese Spannung an den verschiedenen Gemeindetypen und -entwürfen zu beobachten und zu erkennen, dass dies eine wichtige ekklesiologische Fragestellung aufwirft, an der wir arbeiten müssen.

Eine weitere offene Frage nehme ich mit aus dem Eingangsvortrag von Prof. Dr. Hauschildt: Wie übersetzen wir die Milieutheorie in unsere Ekklesiologie und in unseren praktischen Gemeindeaufbau?

Herr Vorländer hat die These aufgestellt, dass wir eine gemeindliche „Keimzelle“ finden können und sollen, die milieuübergreifend ist. Könnte es sein, dass sich an dieser Stelle entscheidet, ob wir Volkskirche bleiben oder nicht?

Ebenso spannend ist aber auch der andere Gedanke: An welchen Stellen wollen und müssen wir Angebote dezidiert „milieuscharf“ machen, weil wir überhaupt niemanden erreichen, wenn wir „milieuunscharf“ arbeiten? Viele kennen diese Erfahrung aus ihrer Praxis, dass ein Angebot, das alle erreichen will, irgendwann niemanden mehr anspricht.

Dazu kommt dann noch die Überlegung, an welchen Stellen wir viel Arbeit investieren müssen, um milieuübergreifend bestimmte Gemeindeformen auch theologisch zu fundieren.

Eine Aussage aus dem Vortrag von Herrn Prof. Dr. Hauschildt hängt mir noch nach: Was ist mit dem Drittel der Kirchenmitglieder, die keine Gemeinschaft wollen? Es ist sehr beunruhigend, dass wir, wenn wir diese Bestandsaufnahme akzeptieren, sagen könnten: Ein Drittel der Kirchenmitglieder bedienen wir – zwar mit immer dünner werdenden Strukturen – ganz gut. Dem zweiten Drittel versuchen wir mit unterschiedlichen Peer-groups und viel Energie in der EKD und auch in der rheinischen Kirche neue Gemeindeformen zu ermöglichen.

Aber ein Drittel – Tendenz steigend – will keine intensivere Ansprache und Gemeinschaft als bisher. Das bedeutet: keine personelle Gemeinschaft in der Kirchengemeinde und höchstens punktuelle lebensbegleitende Begegnungen mit den Pfarrern und Pfarrerninnen – wenn überhaupt.

Diese Aussage theologisch zu interpretieren und darauf zu reagieren ist eine große Aufgabe für die Zukunft.

Wie sieht Kirche oder Gemeinde aus, wenn die Gemeinschaftsformen, die wir klassischer Weise anbieten, abgelehnt werden? Welche Alternativen gibt es?

Als Fußnote möchte ich an diesem Punkt betonen, dass in der Diskussion um die neuen Gemeindeformen oft eine Fokussierung auf die eigene Gemeindeform zutage tritt, ebenso wie die Angst, dass wir uns gegenseitig die Menschen „wegfischen“ könnten. Diese Sorge ist einerseits verständlich, andererseits aber auch bedenklich, ja fast „verrückt“ – gerade angesichts der Millionen von Menschen, deren religiöser Spiegel völlig leer ist.

Wir könnten angesichts der Zahlen sagen: Die Gruppen der Neugierigen, der Atheisten und der spirituellen Wanderer sind so groß, dass wir nicht die Sorge haben müssten, wir kämen uns irgendwie ins Gehege. Auch theologisch bedeuten diese Angst und die Fokussierung auf die eigene Gemeinde und die eigene Arbeit eine wirklich bedenkliche Engführung.

Im Gegensatz zu der Existenzangst und dem Konkurrenzdruck, die vielfach empfunden und weniger oft laut geäußert werden, erlebe ich in diesem Hearing die eine ausdrückliche Ermutigung, die Handlungsräume, die wir haben, zu nutzen und festzustellen, dass sie nicht annähernd ausgereizt sind. Das heißt für mich: Die Möglichkeiten zu experimentieren sind weitaus vielfältiger als man denkt.

Ausserdem gibt es nicht wenige „Menschen guten Willens“, die sich nicht angst- und neidvoll voneinander abgrenzen, sondern sich als gegenseitige Bereicherung erleben und hin und wieder sogar Lust aufeinander haben – und die im Miteinander kreativ werden, gerade weil sie in der gleichen Kirche arbeiten und leben.

Ich habe mich sehr gefreut, dass Dr. Conring aus der Evangelischen Kirche von Westfalen hier war, denn einen Teil der Fragen müssen wir auch rheinisch-westfälisch klären. Wir haben eine große und lange gemeinsame Grenze, wo viele der Gestaltungsfragen sich auch übergreifend stellen und wo ähnliche Regelungen hilfreich und weiter bringend wären. Die Kooperation der beiden Landeskirchen ist sowieso auf einem guten Weg, aber sie könnte konkret an der Frage der Gemeindeformen noch zusätzlich vertieft werden.

Zusammenfassend gesagt kristallisieren sich für mich am Ende dieses Hearings folgende Handlungsaufträge heraus:

Zum einen bleibt die Aufgabe, auch auf landeskirchlicher Ebene den heute skizzierten Prozess bis hin zu einem Kirchengesetz zu begleiten. Dabei ist die zentrale Frage für mich: Wie kann dieser Weg in einer Weise organisiert werden, dass nicht ein halbherziges Gesetz dabei heraus kommt, das mehr den Geist der Angst atmet als den Geist des Vertrauens?

Ich habe – ich sage das jetzt einmal sehr persönlich – bei unseren Auseinandersetzungen auch zwischen den Ständigen Ausschüssen oft das Gefühl, dass unterschwellig vorhandene Angst bestimmt, welche Aussagen auf der Sachebene gemacht werden. Es gibt viele Fantasien und Projektionen in Bezug darauf, welche negativen Veränderungen eintreten könnten, wenn ein solches Kirchengesetz beschlossen würde.

Wenn das der Untergrund unserer Sachdiskussion bleibt, dann wird dieses Gesetz nichts nützen – dann wird es zu eng und zu klein werden, um auf die Herausforderungen zu antworten, vor denen wir aus meiner Sicht stehen.

Ich nehme also als zweiten Auftrag von diesem Hearing mit, zu überlegen, wie wir die Ängste und Bedenken ernst nehmen, aber auch zerstreuen können.

Die Ansichten derer, die die Parochie wirklich bis zum Reich Gottes fest halten wollen, sind genauso begründbar wie die Sichtweise derer, die überzeugt sind, dass doch noch weitere Formen ermöglicht werden müssen.

Ich bin überzeugt, dass wir, wenn wir wirklich missionarisch Volkskirche sein wollen, an dieser Stelle nicht mehr vom Selben brauchen, sondern etwas Neues.

3.3 Statement 2: Ein Mix gemeindlicher Strukturen kann helfen

Christiane Köckler-Beuser

Ganz schlimm finde ich es, wenn Menschen sagen, „dem habe ich nichts hinzuzufügen“ und dann endlos reden. Das möchte ich jetzt nicht tun und nur in zwei Punkten das aufgreifen, was Vizepräsident Bosse-Huber gesagt hat.

In der Tat erscheint mir der Name „Personalkirchengemeinde“ ein Problem zu sein. Mit diesem Namen scheinen Ängste verbunden zu sein, die vielleicht nicht auftreten, wenn man einen Namen findet, der das, was gewollt ist, besser zum Ausdruck bringt. Gemeinden bringen jetzt auch schon vieles auf den Weg, dafür brauche ich kein neues Gesetz oder eine neue Gemeindeform.

Es gibt aber auch Menschen, die von den bestehenden Formen der Parochie nicht erreicht werden, hier können neue flexible Formen eine Chance sein.

Vor allem darf es in Zukunft nicht dazu kommen, dass sich die Parochie und neue gemeindliche Formen gegenseitig als Konkurrenz erleben und sehen. Die Briten sprechen in diesem Zusammenhang von „mixed economy“. Unterschiedliche Formen von Gemeinde ergänzen sich gegenseitig. Ein Mix gemeindlicher Strukturen kann, so habe ich den Eindruck, auch hier im Rheinland helfen, Menschen zu erreichen.

Der heutige Tag hat mir gezeigt, dass wir in Gespräch miteinander, ohne Angst und Vorurteile versuchen können, neue, ergänzende Formen der Gemeinde zu finden – dass wir gemeinsam ein spannendes Experiment wagen können.

3.4 Statement 3: Die Geld- und Machtfrage pragmatisch regeln

Eberhard Hauschildt

Man könnte unserem gemeinsamen Überlegen auf dieser Tagung, den Beiträgen im Plenum und in den Arbeitsgruppen, drei Überschriften geben: „Handwerkliches“, „Theologische Hausaufgaben“ und „Das heimliche Thema“.

1. „Handwerkliches“: Ich denke, es ist eine ganze Menge an Handwerklichem hier geäußert worden, an Grundeinsichten:

a) Etwas für Andere zu tun bedeutet, es mit ihnen zu tun. Das ist eine Grundregel von guter Kommunikation und gutem Handeln.

b) Auch Kirchengesetze zu machen hat viel mit Handwerklichem zu tun – mit Begriffen und Aussagen das Gesetz so flexibel machen, dass es die Wirklichkeiten, die es ja regulieren und kanalisieren soll, auch tatsächlich beschreibt, dass es Kooperationen ermöglicht und die Gemeinsamkeit des kirchlichen Handelns zum Ausdruck bringt.

c) Folgender Punkt ist heute nur am Rande ausdrücklich geworden: Unser Tun, unsere Gemeindeformen, haben immer auch etwas mit Frömmigkeiten zu tun. Es geht bei den Strukturenregelungen darum, dass sie dienlich dazu sind, dass Glauben das Herz der Menschen erreicht. Und dabei bestehen deutliche Unterschiede in Typen an Frömmigkeit, die auch in unsere Ideen über die Gestaltung neuer Gemeindeformen einwirken.

2. „Theologische Hausaufgaben“: Es zeigt sich, dass folgenden Fragen noch weiter nachzugehen ist: Wie sehen Typen von Heimat und Beheimatung in der Kirche eigentlich aus? Was bedeutet das, wenn soviel von Heimat die Rede ist? Wie ist es denn nun mit Belonging und Believing? Oder mit der Kommunikation des Glaubens und mit Gemeinschaft? Wie verhält sich das zueinander? Was bedeutet das, wenn wir manchmal Gemeinde sagen und an anderer Stelle Kirche sagen? Oder was bedeuten die Ergebnisse von Milieuanalyse und die Zahlen zur Verteilung von Milieus? Worin liegen die Herausforderung an unsere Theologie bei dem Projekt, die „milieuübergreifende Botschaft“ deutlich zu machen und etwas davon auch in der Praxis anzuzeigen?

3. „Ein heimliches Thema“: Das ist eine im Vergleich mit unseren theologischen Idealen bittere Wahrheit. Das heimliche Thema ist das Geld. Und an dem Geld hängt die Macht. An welche Gemeinde geht wessen Kirchensteuer? Wie hat die Kirche als Ganze etwas davon, wenn in einer Sondergemeinde viele Spenden für eigene Zwecke eingenommen werden? Diese bittere Wahrheit braucht uns aber auch nicht so zu erstaunen. Wir sind eine Gemeinschaft von Sündern. Was wir miteinander tun, sollte darum helfen, diese Dimension des Themas zu begrenzen, damit aber eben auch umgehen, es anzusprechen, Regelungen dafür suchen. Die Frage nach einer Gemeinschaft von Sündern wäre ja dann die – bei dem Gegenüber von Ortsgemeinden und den Neubildungen: Wie kriegt man jetzt ökonomischen Ausgleich bei solchen Entwicklungen? Wie bekommt man eine win-win-Situation von alter Parochie und daneben neu entstehender anderer Gemeindeform hin? Durch welche Finanzregelungen erreicht man etwas davon, dass beide einen Nutzen haben, wenn Personen sich Ideen ausdenken und neue Wege gehen und sich darum ganz außerordentlich anstrengen?

Um ein bisschen zu provozieren, gebe ich hier folgende Idee zu bedenken:

In der Tat – bei neuen Aktivitäten wird Geld generiert. Und es gibt öffentliche Aufmerksamkeit. Und es kommt dazu, dass Personen mit ihrem Einsatz dorthin wandern und in manchen Fällen dann nicht mehr in ihrer Ursprungsgemeinde zu Verfügung stehen. Wie wäre es, wenn wir eine 50:50-Verteilung als Lösung anstreben: Also 50 Prozent haben diejenigen, die arbeiten, die ein neues Projekt, eine Profildgemeinde, einrichten, so dass sie auch einen finanziellen Nutzen haben, wenn hier Spenden eingehen und Kirchensteuermittel durch Umgemeindung dahin wandern. Aber zu 50 Prozent hat die Gemeinschaft all derer, die in einer Region dieses Projekt auch mit unterstützen als ihr Projekt, einen Vorteil davon (Also der Kirchenkreis bzw. die Ursprungsgemeinde).

Vielleicht ist das eine pragmatische Regel, um unter uns Sündern mit der Geld- und der Machtfrage umzugehen.

3.5 Rückblick: Gott liebt Experimente

Hans-Hermann Pompe

Mit einem rheinischen Pastorkolleg besuchten wir einige aufregende Gemeinde-Experimente der anglikanischen Kirche in London. Einer der trotz aller Unterschiede für diese Initiativen typischen Sätze war: „Gott liebt Experimente!“ Diese geistliche Vision für Innovation erklärt etwas von der großen Breite und Kreativität, mit der in England in den letzten Jahrzehnten im Rahmen der verfassten Kirche eine Fülle von Versuchen („fresh expressions of church“) gestartet wurden, um Menschen mit dem Evangelium zu erreichen, an denen die herkömmlichen Gemeinde- und Kirchenformen schon lange vorbei gingen. Ein weiterer Schlüsselgedanke, den die Mehrheit der anglikanischen Kirche inzwischen teilt, ist: Wir brauchen eine „mixed economy“, eine Art kirchlicher Mischwirtschaft verschiedenster Gemeinde-Formen und Gottesdienste, um eine distanzierte und dem Glauben ferne Gesellschaft neu zu erreichen. Die überflüssige Konkurrenz oder gar Alternative zwischen gut funktionierendem herkömmlichen Formen und den oft sehr ungewöhnlichen Experimenten vermeidet diese Mischwirtschaft. Denn sie fördert gerne viele Formen und Experimente, um auf jede Weise möglichst viele zu erreichen (vgl. 1. Kor 9, 19ff). Und sie hat keine Probleme mit Scheitern, denn ohne Fehler entsteht nichts Neues. Ähnlich ist die Stimmung in der Vereinigten Protestantischen Kirche der Niederlande (vgl. den Beitrag von Dick Looijen).

Eines der für viele Teilnehmende aufschlussreichsten Ergebnisse dieses Wuppertaler Hearings war: „Es geht schon sehr viel“. Bereits die vorhandenen Gestaltungsmöglichkeiten und rechtlichen Ordnungen eröffnen in unserer Kirche erhebliche Gestaltungsräume, lassen sehr viel Raum für ungewöhnliche und an örtliche Notwendigkeiten angepasste Lösungen. Schon vor der Verabschiedung eines Ausführungsgesetzes zu Artikel 12 Absatz 2 der Kirchenordnung können also große gestalterische Freiräume im vorhandenen gesetzlichen Rahmen genutzt werden.

Häufig erfordert es nur wenige Elemente, die zusammen kommen müssen, damit etwas Neues entstehen kann, um Unerreichtes zu erreichen:

- die notwendigen Informationen über die im Rahmen unserer presbyterial-synodalen Kirchenordnung den Gemeinden, Kirchenkreisen und Initiativen eingeräumten Gestaltungsfreiheiten;
- den Typ von Menschen, der sich für solch eine Initiative so engagiert, dass sie zu Ergebnissen führt;
- die Neugier, von andersorts bereits gemachten Erfahrungen zu lernen, denn vieles muss nicht ständig neu erfunden werden;
- einiges an kreativem Denken, um eine an die örtliche oder regionale Situation angepasste Lösung zu erfinden; und
- das Vertrauen, dass Gottes Geist gute Arbeit und ernsthaftes Gebet häufig auf uns überraschende Weise segnet.

Schon lange gibt es innerhalb von Gemeinden die Möglichkeit, neue Arbeitsbereiche netzwerkartig zu starten. Viele Gemeinden haben z.B. Fördervereine gegründet, um zusätzliche finanzielle Belastungen außerhalb des Haushaltsrahmens zu ermöglichen. Durch Fördervereine werden z.B. Gebäude, Orgeln, Chöre, Angestellte finanziert, unerwartete Ressourcen öffnen sich – und gar nicht selten engagieren sich darin Menschen, die nicht (mehr) Mitglieder unserer Kirche sind, aber mit den Zielen dieser Fördervereine sympathisieren.

Zwischen Gemeinden gibt es wachsende Absprachen, Kooperationen oder Regionalisierungen. Häufig wird dies vom Kirchenkreis unterstützt oder gelegentlich sogar durch Innovationsfonds belohnt. Lange vor einer Fusion können hier gemeinsame Aufgaben (wie etwa eine Diakoniestation oder eine Jugendkirche) angepackt und mit vereinten Kräften besser geschultert werden. Gemeinsame Einrichtungen können in einen Gemeindeverband (vgl. Verbandsgesetz) getragen werden.

Den gedanklichen Rahmen für Zusammenarbeit darf man nicht zu eng setzen: Manches geht auch einfacher nach Beratung durch oder Kooperation mit kreissynodalen Diensten (wie Diakonisches Werk, Telefonseelsorge, Öffentlichkeitsarbeit usw.). Bei landeskirchlichen Diensten sind oft Erfahrungen aus vielen Beratungen und Begleitungen abrufbar, die einige überflüssige Wege ersparen können. Kirchenkreise stützen oder verantworten neue gemeindliche Formen wie etwa die Citykirchen, wo das mitgliederbasierte parochiale Netz an seine Grenzen kommt.

Auch für neue Gemeindeformen gibt es bereits Erfahrungswerte aus längeren Phasen. Die klassischen Formen (wie Anstalts- oder Studierendengemeinden) werden ergänzt durch neue Formen. Es gibt sich bildende Gemeinden in der Gemeinschaftsbewegung, die mit Kirchenkreisen beide Seiten bindende Vereinbarungen über Mitgliedschaft, Amtshandlungen sowie Gottesdienste und Feier der Sakramente treffen (z.B. in Oberhausen oder Düsseldorf). Es gibt ein wachsendes Feld von Jugendkirchen und -gemeinden, die z.T. innerhalb von bestehenden Ortsgemeinden (etwa in Cochem), z.T. im Verbund mehrerer Gemeinden (vgl. das Beispiel aus Köln) oder als Initiative des Kirchenkreises stattfinden. Die Begleitung in der EKIR findet statt durch das Netzwerk Jugendkirchen (Kontakt über das Amt für Jugendarbeit oder das gmd). Viele Netzwerkinitiativen werden einfach von Engagierten mit einem gottesdienstlichen Kern gestartet, und die sich bildenden Strukturen werden erst später auf ihre Brauchbarkeit oder ihre Kompatibilität mit den bestehenden Rahmen befragt. Typisch ist etwa die Junge-Erwachsenen-Gemeinde „CVJM E/motion“ in Essen, die bei der Kasseler Zukunftswerkstatt der EKD mit dem Preis „Fantasie des Glaubens“ ausgezeichnet wurde.

Eine besondere Herausforderung sind die aus dem Boden sprießenden Gemeinden fremder Sprache, die engagierte Migrantinnen und Migranten sammeln und deren Gottesdienste häufig in unseren Gebäuden stattfinden. Einige von ihnen haben eine besondere Vereinbarung mit der rheinischen Kirche getroffen, andere sind nur an örtlichen Kontakten und gemeinsamen Aktionen interessiert. Die Gewährung von gottesdienstlicher Gastfreundschaft für (in der Regel mittellose) Geschwister sollte Standard sein; verheißungsvoll, wenn auch nicht immer spannungsfrei, ist das Teilen von missionarischen, diakonischen, politischen oder spirituellen Erfahrungen. Die Vereinte Evangelische Mission (VEM Wuppertal) verfügt über längere Erfahrungen in der Begleitung solcher Gemeinden.

Wie immer auch die kommenden Regelungen für neue Gemeindeformen aussehen werden, nichts spricht dagegen, den bereits vorhanden Gestaltungsraum intensiv zu nutzen: Wenn Gott Experimente liebt, dann nicht nur in England, sondern auch im Rheinland.

Auflage: 1000
Gestaltung/Produktion: Joachim Oszinda, Düsseldorf
Druck: Meinke GmbH, Neuss

© Fotonachweis
Umschlag – photocase.com

Evangelische Kirche im Rheinland
Das Landeskirchenamt / Abteilung II
Hans-Böckler-Straße 7
40476 Düsseldorf
www.ekir.de



Arbeitskreis Missionarische Kirche



**Amt für Gemeindeentwicklung
und missionarische Dienste**
www.ekir.de/gmd

**Download der Broschüre unter
www.ekir.de/dokumente**

